WeltBlick

MAGAZIN DER BERLINER

Nr. 2/2021

MISSION *und* Kolonialismus

Südafrika
Carl Hoffmann: Abenteurer, Entdecker, Missionar
Seite 12

Palästina
Talitha Kumi: Westliche Werte
Seite 20

China
Berliner Missionare: Überraschend selbstkritisch
Seite 30

BERLINER MISSIONSWERK

Impressum

BERLINER MISSIONSWERK

Nr. 2 / 2021

Die Zeitschrift **Welt***Blick* erscheint dreimal jährlich.

ISSN 2513-1524

Auflage
10.000 Exemplare

Redaktion
Jutta Klimmt, Gerd Herzog

Editorial Design
NORDSONNE IDENTITY, Berlin

Layout
Katrin Alt, hellowork.de

Druck
Bonifatius-Druckerei, Paderborn

Papier
Das Magazin des Berliner Missionswerkes wurde auf 100 % recyceltem Altpapier gedruckt. Sowohl das Umschlagpapier als auch das Papier der Innenseiten sind mit dem Blauen Engel ausgezeichnet.

Umschlagpapier
Circle Offset white, 170 g/m²
Blauer Engel, FSC-zertifiziert, EU Ecolabel

Innenseitenpapier
Charisma Silk, 80 g/m²
Blauer Engel, EU-Umweltzeichen

Herausgeber
Direktor Dr. Christof Theilemann für das Berliner Missionswerk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und der Evangelischen Landeskirche Anhalts.

Kontakt
Berliner Missionswerk
Georgenkirchstraße 69 / 70
10249 Berlin
E-Mail: redaktion@berliner-missionswerk.de
Telefon: 030/24344-168

Spendenkonto
Berliner Missionswerk
Evangelische Bank
BIC GENODEF1EK1
IBAN DE86 5206 0410 0003 9000 88

Titel

Beeindruckt von der sehr guten Qualität: Ezekiel Mwambungu, Director for Project and Planing der Diözese Ulanga Kilombero, zeigt einen Ziegelstein, den der Berliner Missionar Christian Schumann um das Jahr 1913 brannte. Schumann wollte damit eine der ersten festen Kirchen im Gebiet von Lupembe bauen. Er war 1899 Gründer der Missionsstation Lupembe und außerdem Verfasser einer Grammatik der Kondesprache (Ki-Nyakyusa), die erstmals 1899 erschien. (Foto: Martin Frank)

Für Sie immer aktuell!
Gerne informieren wir Sie jederzeit aktuell. Besuchen Sie unsere Webseiten
→ *www.berliner-missionswerk.de*
→ *www.talitha-kumi.de*

Oder bestellen Sie unseren kostenlosen E-Mail-Newsletter.
Schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem Betreff »Newsletter« an
redaktion@berliner-missionswerk.de

Bildnachweis
S. 6 Anna Sullivan; **S. 8/9** Archiv Berliner Missionswerk/Nachlass Karl Jauer; **S. 12–14** Archiv Berliner Missionswerk; **S. 20–22** Archiv Berliner Missionswerk (S/W), Rendel Freude (Farbe); **S. 25–28** Archiv Berliner Missionswerk/Nachlass Karl Jauer; **S. 30–30** Archiv Berliner Missionswerk; **S. 38** oben li. Mekane Yesus, oben re. Gerd Herzog; **S. 39** oben li. Gerd Herzog, oben re. iThemba Labantu; **S. 40** oben Mekane Yesus, unten Gerd Herzog; **S. 41** oben UCC, unten Gerd Herzog; **S. 42** Cameron Trimble; **S. 44–47** Anja Rentsch; **S. 48–49** Gerd Herzog (außer Dania Nour: Silke Nora Kehl); **S. 51** Gerd Herzog; **S. 52** iThemba Labantu.

HABEN SIE ANREGUNGEN, KRITIK ODER THEMENWÜNSCHE?

Schreiben Sie uns per E-Mail oder Brief an

redaktion@berliner-missionswerk.de

Berliner Missionswerk
Redaktion **Welt***Blick*
Georgenkirchstraße 69/70
10249 Berlin

WIR FREUEN UNS AUF IHRE ZUSCHRIFT!

www.blauer-engel.de/uz195
RG4

Dieses Druckerzeugnis ist mit dem Blauen Engel ausgezeichnet.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Jutta Klimmt

leitet das Öffentlichkeitsreferat des Berliner Missionswerkes.

waren Mission und Kolonialismus untrennbar miteinander verflochten? Waren es zwei Seiten einer Medaille? Oder wurden Mission und Missionare von den Kolonialmächten für ihre Ziele benutzt? Gingen die Missionare als Abenteurer, Entdecker, Kolonisatoren in die Ferne – oder hatten sie das Wohlergehen der Menschen im Blick? Und wie stand es um die Missionare der Berliner Mission?

In dieser Ausgabe begleiten wir den Missionar Karl Jauer, der in Deutsch-Ostafrika (heute Tansania, Burundi und Ruanda) Gewaltherrschaft aus nächster Nähe miterlebte. Und Carl Adolf Hoffmann, der mit 25 Jahren – getrieben »von einem unstillbaren Drang, fremde Länder zu besuchen und über die weiten Ozeane zu segeln« – nach Südafrika ging und trotz dreier Kriege bis zu seinem Lebensende 1962 dort ausharrte. Spannend auch der Blick nach China: »Die Verhältnisse dort müssen in ihren lokalen Kontext eingeordnet werden«, betont der Historiker Albert Wu, der in Paris lehrt und aus Taiwan stammt. Für ihn ist klar: Die Berliner Missionare waren Menschen ihrer Zeit; viele beseelt von einem Gefühl der Überlegenheit; viele aber auch voller Begeisterung für andere Kulturen und Religionen und um echten Austausch bemüht.

»Eine Aufarbeitung der Missionsgeschichte während der Kolonialzeit ist unumgänglich«, bringt Leslie Nathaniel ein, der zugleich mahnt: »Wir dürfen unsere Geschichte nicht vergessen, aber sie darf uns nicht beherrschen.« Auch für Christof Theilemann ist die Aufarbeitung der Missionsgeschichte unabdingbar, aber: »Dabei müssen die Stimmen der Partner gehört werden.«

»Mission und Kolonialismus«: ein Thema, das uns im Berliner Missionswerk seit Jahren und Jahrzehnten bewegt. Ein Thema, so vielschichtig und komplex, das wir in diesem Heft nur einige Aspekte benennen und reflektieren können. Aber ein Anfang ist gemacht. Und wir hoffen, dass wir Sie mitnehmen können in diesen weitergehenden Prozess des Diskutierens und Aufarbeitens und Bewusstmachens.

Ihnen eine spannende Lektüre

Ihre

Inhalt

42

HeimSpiel
Die Kirchen nach der Pandemie

2 Impressum

3 Editorial

4 Inhalt

6 **Meditation: Mit Schattenseiten umgehen**
Von Direktor Dr. Christof Theilemann

MISSION und KOLONIALISMUS

10 EineWelt
Im offenen Dialog
Koloniale Vergangenheit aufarbeiten

12 Südafrika
Abenteurer, Entdecker, Missionar
Ein Deutscher in Südafrika

16 Ostafrika
Geschichte der Berliner Mission
Eine tansanische Perspektive

20 Palästina
Westliche Werte
Talitha Kumi, eine deutsche Schule

24 Tansania
Mit Bibel, Gewehr und Tropenhelm
Auf den Spuren von Karl Jauer

30 China
Überraschend selbstkritisch
Berliner Missionare in China

34 Deutschland
Kinder ihrer Zeit
Erfahrungen aus einem Workshop

36 Missionswerk
Stichwort Aberglaube
Unsere Ausstellung neu betrachtet

20

Talitha Kumi
Westliche Werte

38 **KurzForm**

42 HeimSpiel
Die Kirchen nach der Pandemie

24

Tansania
Auf den Spuren von Karl Jauer

30

China
Überraschend selbstkritisch

12

Südafrika
Carl Hoffmann: Abenteurer, Entdecker, Missionar

44 WeltReise
Echte Erfahrungen

48 **Menschen mit Mission**

50 LeseStoff

51 **Freiwilligenjahrgang 2021/22**

52 **Spenden und Helfen**

Mit Schattenseiten *umgehen*

»Niemand suche das Seine, sondern was dem andern dient.«
1. Korintherbrief 10,24

VON DR. CHRISTOF THEILEMANN

In diesen Tagen wird das Thema »Mission und Kolonialismus« heftig diskutiert, nicht zuletzt auch in unserem Haus und unserer Kirche. In den Medien kann man mitunter die These hören, Mission und Kolonialismus seien historisch nur zwei Seiten derselben Medaille gewesen. Gelegentlich schlägt diese These dann auf die theologische Bewertung des Begriffs »Mission« durch. Das hat zur Folge, dass man den Begriff »Mission« ganz abtun will. Ich sage: Der Begriff der »Mission« darf – bei aller berechtigten Kritik an seiner Verwendung in der Vergangenheit – nicht wie das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden. Der Missbrauch, den man mitunter mit diesem Begriff getrieben haben mag, rechtfertigt nicht, seinen sinnvollen Gebrauch zu lassen. Das sollte selbstverständlich sein in einer Zeit, in der in der Kirche Konsens darüber herrscht, dass wir von der »missio Dei« sprechen: Den Glauben schafft Gott, nicht der Mensch. Unsere »Mission« ist es, als Christ:innen zu bezeugen, was Gott bereits in Christus getan hat.

Ich bestreite, dass die Gleichung Mission = Kolonialismus schon historisch so stimmt. Hier tut Differenzierung not! Am Beispiel der Berliner Mission veranschaulicht: Deren Missionare und Missionarinnen waren im südlichen Afrika schon tätig, als es noch nicht unter britischer Oberherrschaft war. Gleiches gilt mutatis mutandis für den Bereich des

heutigen Tansania. Die Mission im südlichen China (Guangdong-Provinz) geschah in einer Gegend, in der der Westen Einfluss nahm, die aber nie eine Kolonie war. Anders war es freilich in Qingdao, der deutschen Marinebasis. In der Tat: Vor allem nach 1882 änderte sich die Situation. Das deutsche Kolonialrégime drängte dann zunehmend auf stärkere Kooperation zwischen Mission und den Kolonialherren. Es gilt aber auch: Die von der deutschen Missionswissenschaft hoch gehaltene Einsicht, dass das Christentum internationalistisch sei, dass auf die Selbständigwerdung der Ortskirchen hin gearbeitet werden und es beim Unterricht in den lokalen Sprachen bleiben müsse, wurde von den Missionar:innen weitgehend nicht fallengelassen.

Ich dränge also auf eine differenzierte, wissenschaftliche Behandlung der Missionsgeschichte. Ich kenne die schlimmen Seiten der Mission der Spanier unter den Indios Lateinamerikas. Ich weiß um den fürchterlichen Genozid, den deutsche Kolonialtruppen im damaligen Deutsch-Südwestafrika verübten. Ich weiß um die Rolle der deutschen Expeditionstruppe bei der Niederschlagung des Boxeraufstands in Nordchina. Aber ich weiß auch um Bartolomé de Las Casas. Ich weiß darum, dass die Missionar:innen mitunter zwischen allen Stühlen saßen und von der deutschen Kolonialpresse wegen ihrer christlichen Einstellung heftig angegangen wurden. Ich halte es für zu einfach, vom Verhalten der Kolonialtruppen auf die Mission zurück zu schließen und von Lateinamerika und Südwestafrika her eine einlinige Bewertung aller Missionsgeschichte zu gewinnen.

Mir ist vor allem wichtig, dass wir bei der nötigen Aufarbeitung der Mission auf die Stimmen unserer Partnerkirchen hören. Sie wollen die positiven Aspekte der Mission nicht verleugnen, aus der ihre Kirchen stammen. »Mission heißt heute Partnerschaft«, sagte Bischof Dr. Owdenburg Mdegella aus Tansania auf einer Landessynode unserer Kirche. Er erinnerte daran, dass die Missionar:innen in früheren Zeiten die Menschen zunächst Lesen, Schreiben und Rechnen lehrten – und erst danach über Taufe sprachen. Er selbst sei ein gutes Beispiel für diese Bildungsarbeit: Nur dank des Berliner Missionswerks habe er zur Schule gehen und studieren können. Der Generalsekretär des Afrikanischen Kirchenbundes, Fidon Mwombeki, sagt: Die Mission »war ein Segen. Ich würde die Deutschen, die die Mission so negativ sehen, gerne fragen, warum sie glauben, dass sie besser Bescheid wissen, als diejenigen, deren Vorfahren missioniert worden sind …« Die Mission ist für ihn auch »Befreiung von Tradition, die Menschen versklavt«.

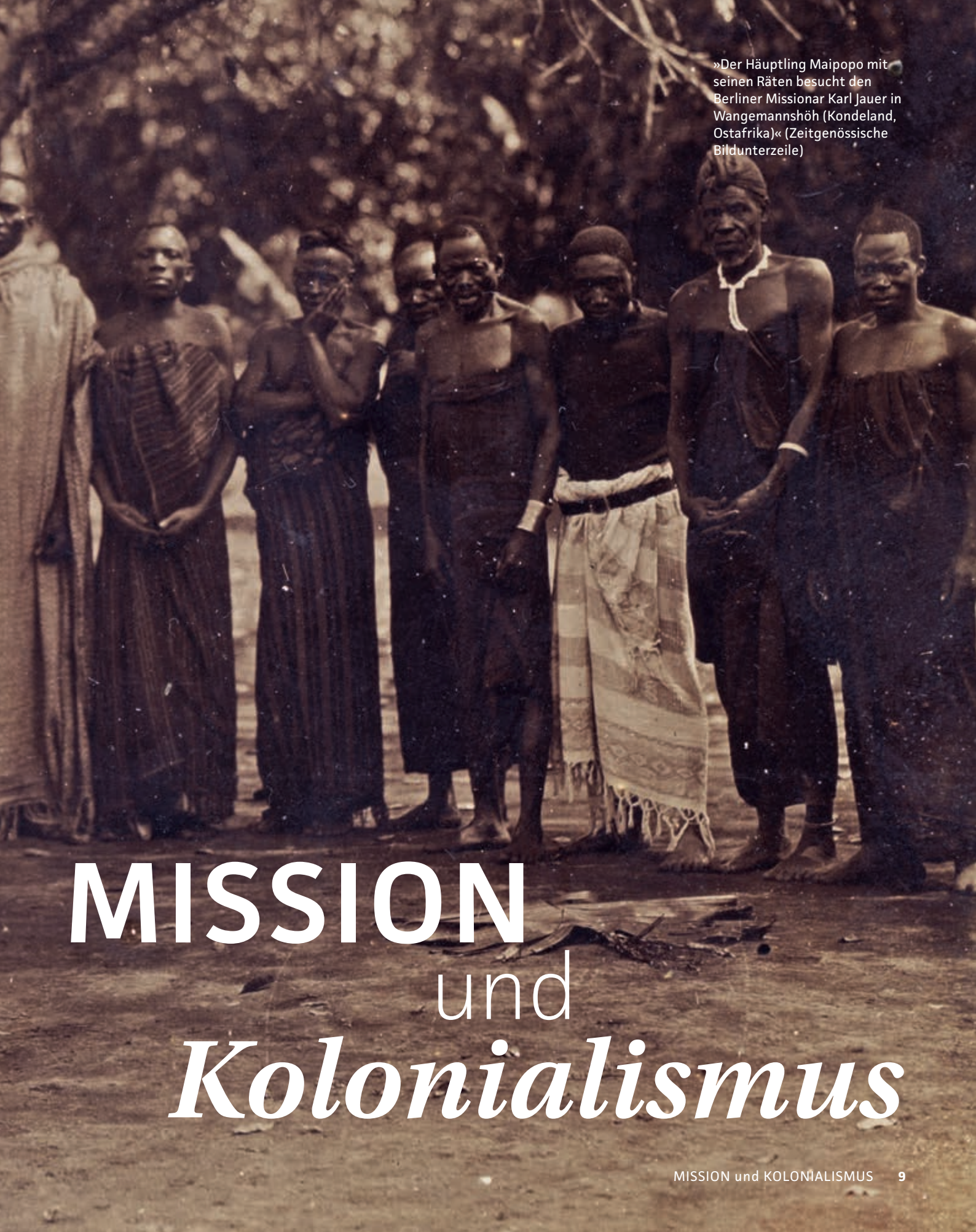
Da wir aber mit den Schattenseiten der Mission transparent umgehen müssen, sage ich für meinen Teil: Der Kardinalfehler, den die Mission in ihrer Geschichte oft begangen hat, ist eine bestimmte Art der Verquickung von christlichem Glauben und europäischer »Zivilisation«. Die jeweilige Kultur eines Volkes wird immer auch den Glauben dieser Gruppe prägen. Sie kann ihn aber nicht konstituieren. »Missio Dei« heißt: Gott allein konstituiert den Glauben. Wo Menschen dafür halten, ihre Kultur mache den Glauben, werden sie übergriffig und respektieren das Selbstbestimmungsrecht des anderen nicht. Hier gilt das Motto des Paulus: »Niemand suche das Seine, sondern was dem andern dient.« Kriterium im partnerschaftlichen Dialog auf Augenhöhe muss sein, was »aufbaut« (vgl. 1. Korinther 10,23; 14,26)

In diesem Geiste sollten die Aufarbeitung der Missionsgeschichte und das Bedenken des Missionsbegriffs geschehen. Das schließt Emotionen, ja die Empörung über geschehenes Unrecht nicht aus. Aber dieser Geist drängt darauf, dass wir auch die Frage stellen: Welche Spielräume hatten die Missionar:innen tatsächlich in ihrer konkreten Situation? Dieser Geist ruft nach wissenschaftlicher Aufarbeitung der Vergangenheit. Dazu gehört eine besonnene kontextuelle Einordnung dessen, was die Missionar:innen getan haben. Dazu gehört die Quellenkritik und Quellenanalyse, die auch sonst für wissenschaftlich verfahrende Theologie selbstverständlich sein sollte.

Und: Vergesst mir die Stimme unserer Partnerkirchen nicht! Diese Stimme zu Gehör zu bringen, ist die Aufgabe des Berliner Missionswerks.

Dr. Christof Theilemann

Ist Direktor des Berliner Missionswerkes und Beauftragter für Ökumene der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.



»Der Häuptling Maipopo mit seinen Räten besucht den Berliner Missionar Karl Jauer in Wangemannshöh (Kondeland, Ostafrika)« (Zeitgenössische Bildunterzeile)

MISSION und *Kolonialismus*

Im offenen *Dialog*

Die koloniale Vergangenheit gemeinsam aufarbeiten

Die Aufarbeitung der Kolonialzeit, insbesondere ihre Verwicklungen mit der neueren Missionsbewegung zwischen dem 18. und 20. Jahrhundert, ist heute zur Aufgabe, ja Pflicht unseres Engagements in Kirche und Mission geworden. Aus der Perspektive eines indischen Christen in der fünften Generation versuche ich zu diesem vielschichtigen und komplexen Thema einige reflektierende Gedanken beizutragen.

TEXT: LESLIE NATHANIEL

Im südlichsten Teil Indiens wurde mein Ur-Urgroßvater Christ. Ein einheimischer Missionar namens Maharasan Vedamanickam hatte die frohe Botschaft nach Süd-Travancore gebracht. Er war es auch, der den deutschen Missionar Tobias Ringeltaube von der englischen, überkonfessionellen London Missionary Society zur Unterstützung holte. Der Name Ringeltaube wird seither mit der ersten protestantischen Missionsbewegung in dem damaligen Königreich verbunden, jedoch wird in neuester Zeit die Erinnerung an Maharasan Vedamanickam als Gründer der Kirche in dieser Region hochgehalten.

Mein Urgroßvater war der erste Pfarrer einer Gemeinde, im Ort Amaravila, an der Westküste des heutigen Bundesstaates Kerala. Die christlichen Nachbarn waren bereits da – Katholiken und orthodoxe Christen, deren Geschichte in Indien Jahrhunderte zurückreicht. Inzwischen waren im tamilischen Sprachgebiet ab dem frühen 19. Jahrhundert lutherisch und anglikanisch geprägte protestantische Kirchen entstanden, und weiter nördlich etablierten sich Gemeinden der Basler Mission. Diese unter anderen evangelischen Kirchen entstanden in dem Zeitraum, als die Kolonialmächte Europas, vornehmlich die britische, über ganz Indien ihren Machtanspruch verfestigten. Die Mitglieder dieser Kirchen lebten und verkündigten ihren Glauben jeweils nach der Tradition der aus Europa oder den USA stammenden Missionsgesellschaften. So ergab sich ein Flickenteppich von Kirchen, mitten im hinduistischen und/oder islamischen Umfeld. Das Geläut aus dem nahen Tempel, der Gebetsruf des Muezzins sowie die Kirchenglocke gehörten zum gewohnten Klanghintergrund der Welt meiner Vorfahren.

Überspringen wir Jahrzehnte. Eine Bewegung zur Vereinigung dieser unterschiedlichen protestantischen Kirchen in Südindien entwickelte sich im beginnenden 20. Jahrhundert. Impulsgeber und Verfechter waren vornehmlich indische Kirchenführer wie V.S. Azariah. Sie strebten eine unabhängige, authentisch indische Kirche mit eigener Verfassung an, die sich als Teil der weltweiten Kirche Jesu Christi verstand. Nur wenige Wochen, nachdem Indien seine Unabhängigkeit von Großbritannien ausgerufen hatte, wurde am 27. September 1947 die Kirche von Südindien gegründet. In ihr vereinigten sich Anglikaner, Presbyterianer, Methodisten, Kongregationalisten und die Basler Missionskirchen. Die Haltung der sogenannten »Mutterkirchen« in diesem langen Prozess stellt eine große Bandbreite dar, von ablehnend und skeptisch bis hin zu konstruktiv. Bezeichnend war, dass die aktiven Missionare in Indien dem Bestreben vielfach ihre volle Unterstützung gaben.

So wuchs ich in einer selbstbewussten, im christlichen Glauben verankerten Familie in der Großstadt Bangalore auf. Zunächst waren wir in einer presbyterianisch geprägten Gemeinde aktiv engagiert. Ein Umzug legte die Gemeinde All

Saints mit ihrer anglikanischen Tradition nahe. Hier war mein Vater Organist und Chorleiter und wir Kinder wurden dem Chor verpflichtet. Unser Werdegang – wie der unzähliger Christen – vollzog sich im Rahmen eines seit vielen Jahrhunderten multi-kulturellen und multi-religiösen Indiens. Zu unseren Hindu- oder muslimischen Nachbarn hatten wir meist sehr gute Beziehungen.

All das soll nicht den klaren Blick auf das Unrechtssystem des Kolonialismus trüben, noch auf die Missionsarbeit, die unter dessen Schutz und mit weitgehend denselben ideologischen Vorzeichen einherging. Sie wurde am Unrecht, das verübt wurde, ebenso schuldig, so dass unsere Kirchen noch heute mit einem traurigen Vermächtnis ringen. Dennoch will ich aufgrund meiner Erfahrungen ein differenziertes Bild zeichnen. Dazu rufe ich einen bereits genannten Zeugen auf, nämlich V.S. Azariah.

Wir schalten zurück zur ersten Weltmissionskonferenz von Edinburgh im Jahre 1910. Auffallend war das Ungleichgewicht zwischen den dominierenden Stimmen der westlichen Kirchen und den unterrepräsentierten jüngeren Kirchen. Gegenüber den mehr als 1200 westlichen Delegierten waren nur 17 aus Asien eingeladen. Es war John R. Mott, der – wohl wissend, worauf er die Konferenz einließ – den anfangs zögernden Azariah ermutigte, frei und offen über das hochsensible Thema des Versagens in den Beziehungen zwischen ausländischen und einheimischen Mitarbeitenden zu sprechen. Und so kam es zu dem, was als »der erste Schuss in der Kampagne gegen den Missionsimperialismus« bekannt wurde. Azariah fasste Mut und sagte: «We shall learn to walk only by walking — perchance only by falling and learning from our mistakes, but never by being kept in leading strings until we arrive at maturity." (»Wir werden das Gehen nur lernen, indem wir gehen – vielleicht nur, indem wir fallen und aus unseren Fehlern lernen, aber niemals, indem wir an den Zügeln gehalten werden, bis wir zur Reife gelangen.«) Er erinnerte an die Qualität der Beziehungen, die Christus mit seinen Jüngern pflegte, und richtete die leidenschaftliche Bitte an die Teilnehmenden: »Gebt uns Freunde!«. Es war der Ruf nach einer radikal neuen Beziehung, die auf Gleichheit, gegenseitigem Respekt und gegenseitiger Unterstützung beruhen sollte.

Nicht vergessen werden darf, dass diesem vielzitierten Appell eine Würdigung des aufopferungsvollen und hingebungsvollen Dienstes der Missionare vorausging: »Durch alle kommenden Zeitalter hindurch wird sich die indische Kirche in Dankbarkeit erheben, um die heldenhafte und die selbstverleugnende Arbeit der Missionare zu bezeugen«, sagte er den Versammelten, »ihr habt eure Körper zur Verbrennung gegeben.« Dies war nicht bloß ein cleverer diplomatischer Schachzug. Die Wertschätzung, Anerkennung und Würdigung der Leistung vieler Missionare, die oft unter hohem persönlichem Einsatz erbracht wurde, war echt und wird auch weiterhin nicht nur von den Christen Indiens honoriert.

Und so mein Fazit: Eine Aufarbeitung der Missionsgeschichte während der Kolonialzeit ist unumgänglich, und sie muss von Seiten der kolonisierten Menschen sowie von Seiten der Menschen, die diese Kolonialisierung betrieben, ernsthaft unternommen werden. Vor allem aber tut Not, dass dieser Prozess im offenen Dialog, ehrlich und transparent geführt wird, mit dem Ziel, gemeinsam auch ganz neue Wege zu beschreiten. Wir müssen zusammen einen großen Schritt nach vorne wagen. Die westlichen Missionen brauchen Unterstützung, um das schwere und auch hinderliche Gepäck des mea culpa ein gutes Stück beiseitelegen zu dürfen. Und unsere Brüder und Schwestern in den ehemals kolonisierten Ländern sollten befreit werden von der Last der Anklage, damit sie uns auf diesem Weg an die Hand nehmen können. Ich zitiere eine Stimme aus der Ökumene: »Wir dürfen unsere Geschichte nicht vergessen, aber sie darf uns nicht beherrschen.«

Die Maxime »Truth and Reconciliation« von Bischof Tutu aus Kapstadt für den Aufarbeitungsprozess des Apartheidssystems gilt auch hier: Die Wahrheit und der Wille zur Versöhnung sollen uns auf diesem Weg leiten. Wir müssen erneuert und auf Augenhöhe beginnen, die besonderen Gaben – seien sie spirituell, materiell oder in Form menschlichen Einsatzes –, die jedes Mitglied in dieser Gemeinschaft hat, zu erkennen, zu schätzen und dem größeren Wohl darzubieten. Gleichzeitig ist jeder gefordert, seinen Bedarf, seinen Mangel und seine Not, welcher Art auch immer, mitzuteilen, so dass aus der Gemeinschaft heraus geholfen werden kann. Dann stehen die Zeichen gut für ein mutiges Bekenntnis zum Christsein, das Grenzen überwindet und hineinwirkt in unsere fragile Welt mit ihren brennenden globalen Herausforderungen. /

Dr. Leslie Nathaniel

ist anglikanischer Priester und seit 2019 Erzdiakon der Diözese Europa. Seine kirchlichen Wurzeln liegen in der Church of South India, wo er aufwuchs und ordiniert wurde. Seine Heirat brachte ihn nach Deutschland; zunächst nach Württemberg und dann nach Hamburg. Als Erzdiakon ist er zuständig für Deutschland und Nordeuropa sowie für den Osten der Diözese.

Abenteurer, Entdecker, *Missionar*

Carl Adolf Hoffmann im kolonialen Südafrika

Im Jahr 1947, ein Jahr bevor die National Party in Südafrika an die Macht kam, erinnerte sich der 79-jährige Carl Adolf Hoffmann an seine Kindheit und Jugend: »Sie waren geprägt von einem unstillbaren Drang, fremde Länder zu besuchen und über die weiten Ozeane zu segeln. Während meiner Schul- und Studienzeit waren Geografie, Ethnografie und Geschichte die Fächer, die mich am meisten faszinierten. Deshalb wurde ich Missionar und damit erfüllten sich meine Träume.« Daraus lässt sich leicht ableiten, dass ein »Missionar« eine Art »Abenteurer«, ein »Entdecker« oder »Kolonisator« gewesen sein muss – oder eine Kombination aus all dem. Was bedeutete es für Carl Hoffmann, ein Missionar gewesen zu sein?

TEXT: LISE KRIEL

Er war 25 Jahre alt, als er seine Ausbildung am Seminar der Berliner Missionsgesellschaft abschloss. Im Jahr 1894 kam er nach Kapstadt und verbrachte den größten Teil seiner Missionslaufbahn im damaligen Transvaal. Als Missionar erlebte er die Veränderungen, die zunächst der Sieg der Briten über die Buren im Krieg von 1899 bis 1902 und später die beiden Weltkriege für die südafrikanische Bevölkerung mit sich brachten. In allen drei Konflikten gab es deutsche Südafrikaner, die als feindliche Ausländer interniert wurden – aber Hoffmann wurde jedes Mal übersehen. Er scheint einen Weg gefunden zu haben, mit den Behörden zurechtzukommen und beendete seine Karriere als Präses der Berliner Mission in Südafrika. Nach seiner Pensionierung fungierte er noch bis 1943 als Schatzmeister. Als er 1962 in Pietersburg, heute Polokwane, beigesetzt wurde, war er kein deutscher Staatsbürger mehr. War er wie viele andere Berliner Missionare und deren Nachkommen, die sich in Südafrika niederließen, »bodenständig« geworden?

Vieles von dem, was Hoffmann in seinem Leben erreichte, wurde durch die koloniale Ordnung seiner Zeit begünstigt. Einige mögen argumentieren, dass seine guten Beziehungen zu den weißen Behörden (Afrikaans- und englischsprachig) es ihm ermöglichten, Spielräume für Afrikaner zu schaffen und ihre Unterdrückung zu mildern; andere würden argumentieren, dass er viel weiter hätte gehen sollen, dass die Rückführung nach Deutschland der wahre Test für antikoloniale Aktionen gewesen wäre. Wieder andere mögen argumentieren, dass er Deutschland gar nicht erst hätte verlassen dürfen.

Historiker:innen haben die Aufgabe, zu untersuchen, was zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Vergangenheit möglich war. Wie viel Spielraum hatten Einzelne, Veränderungen herbeizuführen? Als Ausgangspunkt ist es aufschlussreich, dass das »Interesse der Deutschen an ihren vielfältigen ‚Anderen'« im 19. Jahrhundert nicht nur mit Kolonialismus und Machtgelüsten zu tun hatte, wie die Historiker Glen Penny und Matti

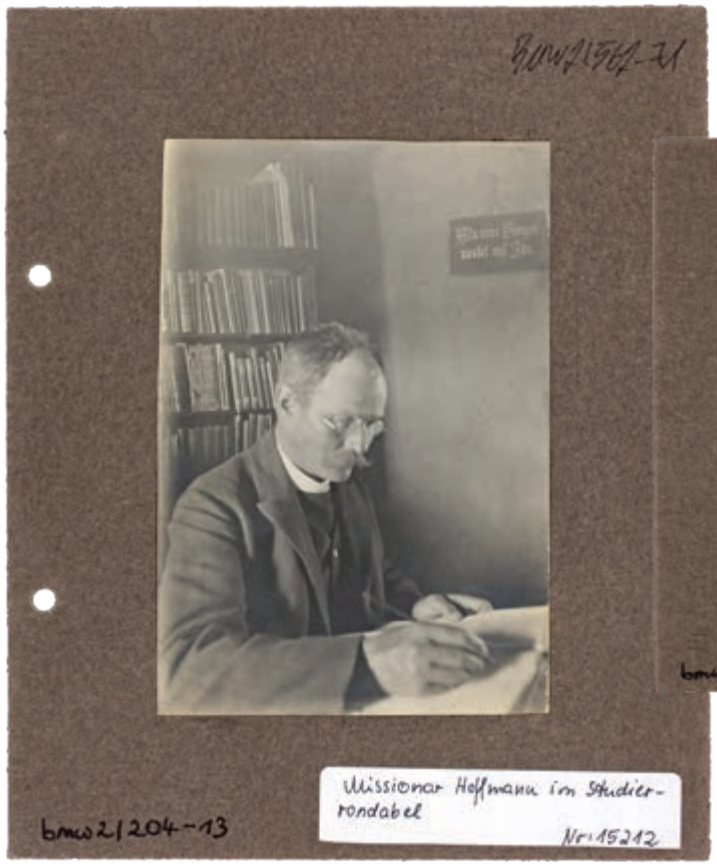
Den Text von Prof. Dr. Lize Kriel können Sie im englischen Original, mit allen Belegen, als PDF lesen und herunterladen.

Download
→ berliner-missionswerk.de /service

Carl Hoffmann mit Schwester und zwei Kindern.

Bunzl argumentieren (Worldly Provincialism: German Anthropology in the Age of Empire): »Das deutsche Interesse an den Nichteuropäern – an ihren Kulturen, ihren Religionen, ihrer Physiognomie, ihrer Physiologie und ihrer Geschichte – war eng mit einer Reihe von intellektuellen Traditionen verknüpft, die viel reicher und vielfältiger waren als ein einfacher kolonialistischer Drang. Dazu gehörten Humanismus, Liberalismus, Pluralismus, Monogenismus und ein hartnäckiger Wunsch, mehr über die Welt zu erfahren, der mit dem deutschen Engagement für Bildung einherging.«

Hoffmann kam sicherlich mit einem solchen Interesse nach Afrika und schrieb bis lange nach seiner Pensionierung über die afrikanische Kultur. Sein Beitrag zur Aufzeichnung des kulturellen Wissens der nördlichen Sotho, das ihm im Laufe der Jahre von zahlreichen afrikanischen Gesprächspartnern in ihrer eigenen Sprache, Sepedi, mitgeteilt wurde, ist sein Vermächtnis. Eines Mannes, der auch selbst von den Menschen lernte, denen er etwas beibringen sollte. Leider, so erklären Penny und Bunzl weiter, verhärtete sich die deutsche Neugier des liberalen Humanismus des 19. Jahrhunderts auf eine Welt voller Unterschiede im 20. Jahrhundert zu einem kulturell rassistischen Ansatz. Hoffmann blieb davon nicht unbeeinflusst. Er veröffentlichte seine Forschungen in Zeitschriften, die das Wissen in den Dienst der Förderung des deutschen Kolonialismus stellten. Auch das Beharren der Berliner Mission auf einer inhärenten Differenz zwischen Afrikanern und Europäern entwickelte sich in den 1930er Jahren unter Direktor Siegfried Knak zu einer Position, von der aus eine Gleichstellung von Schwarz und Weiß nicht in Betracht gezogen werden konnte. Aber Direktor Knak glaubte auch, wie der Historiker Richard Elphick erklärt, dass »zahlreiche afrikanische Tugenden … durch den Kontakt mit den Weißen beschädigt worden waren … Während die afrikanischen Gesellschaften weiter zerfielen, [sollten] die Missionare dafür sorgen, dass das geistige Erbe der Afrikaner gerettet



und in die neue Ära … unter den neuen Lebensbedingungen transportiert werden kann.«

Während des Kampfes gegen die weiße Vorherrschaft in Südafrika im 20. Jahrhundert war eine solche paternalistische Mission ein falscher Ton in einer Situation, in der Afrikanern die Gleichberechtigung und die Freiheit der Staatsbürgerschaft in einer modernen Demokratie verweigert wurde. Ironischerweise wurde die missionarische Ethnografie im Zuge des afrikanischen Nationalismus nach der Apartheid durch das wiedererwachte Interesse an einem afrikanischen spirituellen Erbe zu einer seltsam zufälligen Informationsquelle. Wenn dieses missionarisch-ethnografische Erbe entstaubt und von all seinem Patriarchat und seiner Herablassung desinfiziert würde, wäre es nützlich zu verstehen, wie Carl Hoffmann in einer kolonialen Welt manövrierte.

Während seiner langen Karriere musste Carl Hoffmann seine Rolle innerhalb der vom Staat gesetzten Grenzen spielen. Dazu gehörte ein regelmäßiger Briefwechsel mit den Beamten der Abteilung für Eingeborenenangelegenheiten. Im Jahr 1904 bat er die Regierung, Afrikanern aus Edendale bei Pretoria zu helfen, eine Unterkunft zu finden, wenn ein neuer Farmbesitzer sie vertreiben wollte. 1907 schrieb er dem Eingeborenenkommissar im Auftrag der Bewohner der Mphome-Kratzenstein-Missionsstation über einen Streit um Wasser mit den Bewohnern des benachbarten Mamatola. Ein Brief vom 14. Juli 1910 vermittelt nicht nur einen Eindruck von dem Ton, in dem Hoffmann mit dem Staat verkehrte, sondern auch von den Grenzen des Möglichen, innerhalb derer der Missionar agieren konnte. Er hatte eine gewisse Autorität, aber er musste wissen, wie weit er sie ausdehnen konnte. Darüber hinaus gibt die Korrespondenz einen Einblick in das Ausmaß, in dem die Bewegungsfreiheit der Afrikaner und ihre Anwesenheit auf entfremdetem Land (einschließlich Farmen und Missionsstationen) zu dieser Zeit bereits geregelt waren: »Ich bitte Sie um die Erlaubnis, den einheimischen Evangelisten Filemon Mangena unter meiner Aufsicht auf der Farm von Herrn C.A. Lancefield, Besitzer von Silverfontein bei Krabbefontein im Lowfield, für Schul- und Missionsarbeit unter den Eingeborenen einzusetzen. Herr Lancefield ist bereit, den besagten Mann auf seiner Farm aufzunehmen, vorausgesetzt, Sie haben keine Einwände im Hinblick auf das Squatter-Gesetz. Ich vertraue darauf, dass Sie freundlicher-

weise die gewünschte Genehmigung für die kleine Außenstation der Mission erteilen.«

Die Eingeborenenbehörde antwortete am 26. Juli 1910 mit der Auflage, dass: »Diese Erlaubnis darf nicht so ausgelegt werden, dass sie eine zusätzliche Lockerung des Prinzips des Squatters‘ Law auf der Farm zulässt.« Bei anderen Gelegenheiten war die Abteilung für Eingeborenenangelegenheiten nicht so nachsichtig. Als Hoffmann 1913 darum bat, dass der Verwandte eines Verstorbenen zu einer anderen Familie auf die Missionsstation kommen dürfe, erhielt er die Antwort: »Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, dass dieser Familie die Einreise nach Kratzenstein nicht gestattet werden kann.« Der Squatter Act von 1895 (der die Zahl der afrikanischen Familien, die auf »weißem« Land wohnen durften, begrenzte) wurde zunächst nicht auf Missionsstationen angewendet, obwohl er afrikanische Christen betraf, die nicht auf Missionsland lebten und arbeiteten. Das Zugeständnis an die Missionsstationen wurde mit der Einführung des Natives Land Act von 1913 und sogar mit der Verabschiedung des Natives Trust and Land Act im Jahr 1936 aufrechterhalten, aber mit dem Natives Urban Area Act von 1937 wurde diese Nachsicht gegenüber den Missionsstationen wieder aufgehoben. Von nun an konnten Missionsstationen in »weißen« Gebieten jederzeit dem Squatter Act unterworfen werden: Missionare und Stationsbewohner wurden in einem Zustand der Unsicherheit gelassen. Hoffmann gehörte zu einer Delegation der Berliner Mission, die sich an den Minister für Eingeborenenangelegenheiten wandte, um mehr Klarheit zu erhalten. Während der segregationistische Minister noch keinen Plan hatte, wohin er die auf den Missionsstationen lebenden Afrikaner schicken sollte, wurde die Berliner Mission angewiesen, jährlich eine Genehmigung für den Verbleib der Stationsbewohner auf dem Land zu beantragen. Hoffmann schrieb 1938: »Ich fürchte, man hat durch die Segregationsgesetze eine Saat gesät, deren Ernte geradezu furchtbar für Südafrika sein muß.«

Die finanzielle Lage der Berliner Mission verschlechterte sich seit dem Ersten Weltkrieg kontinuierlich, was zu einer zunehmenden Unsicherheit und einem Vertrauensbruch zwischen der Missionsgesellschaft und den afrikanischen Gemeinschaften, die auf den Farmen der Berliner Mission lebten, führte. Auf die Segregationsgesetze, die Hoffmann 1938 kritisierte, folgten in den 1950er Jahren die Apartheidgesetze und in den 1960er Jahren die bitteren Zwangsumsiedlungen von Berliner Lutheranern aus dem Missionsland.

Hätte Hoffmann mehr tun können, um sich dem zu widersetzen, es zu verhindern oder die Folgen abzumildern? Der Vorteil eines solchen Rückblicks ist das Vorrecht des Historikers, nicht das der menschlichen Akteure zu jener Zeit. Vielleicht ist es hilfreicher zu fragen, wie Hoffmann von seinen Zeitgenossen wahrgenommen wurde? Wir wissen, dass es ihm gelang, die Beziehungen zwischen der Berliner Mission und dem Königshaus der Mankweng-Mamabolo während seines langen Aufenthalts auf der Station Mphome-Kratzenstein, von 1904 bis 1934, in der Nähe des Mamabolo-Standorts zu verbessern. 1896 entließ Kgosi Sehlomola Mamabolo den Vorgänger Hoffmanns zugunsten eines schwarzen Priesters, Rev. William Mpamba. Dieser blieb zwar der Free Church of Scotland treu, aber der Kgosi freundete sich in späteren Jahren mit Hoffmann an. Bei der Amtseinführung des Nachfolgers von Sehlomola, Kgosi Athlone Mamabolo, im Jahr 1931 wurde Hoffmann eingeladen, die Zeremonie zu leiten. Die afrikanischen Lutheraner um Mphome Kratzenstein bezeichneten Hoffmann und Pastor Philippus Bopape, seinen langjährigen Partner in der Berliner Mission in der Gegend von Woodbush, als David und Jonathan – als Busenfreunde. Das erscheint plausibel, wenn man in Hildegard Tscheuschners Nachruf auf Hoffmann Folgendes liest: »Eine große Rolle spielen im Schrifttum von Hoffmann die eingeborenen Mitarbeiter. … Wenn heute so viel von ‚Partnerschaft‘ als dem neuen Verhältnis von Missionar und eingeborenen Pastoren und Evangelisten die Rede ist, hat Hoffmann das schon vor 50 Jahren geübt und dann auch geschildert. Er hat sich nie gescheut, von seinen Pastoren und anderen Helfern zu lernen, was es zu lernen gab.«

War Carl Hoffmann ein Abenteurer? Er hatte sicherlich einen Sinn für das Abenteuerliche … Ein Entdecker? Bis zu einem gewissen Grad ja, seine Missionsreisen zwischen den verschiedenen Außenstationen in den Woodbush-Bergen waren eine ausgedehnte Erkundung der Umgebung und ihrer Menschen. War er ein Kolonisator? Wie wir gesehen haben, hatte er ständig mit Kolonialbeamten zu tun. Wahrscheinlich ist es eher zutreffend, ihn als christlichen Missionar zu bezeichnen, der in einem hierarchischen kolonialen Kontext arbeitete. Er übte Autorität über die afrikanischen Pächter der Missionsstationen, die Christen in seinen Gemeinden und die Kinder in den Missionsschulen aus. Im Nachhinein ist klar, dass er seine privilegierte Stellung als weißer Mann nicht aufgab, als er sich mit Afrikanern anfreundete, von ihnen lernte oder ihre Anliegen vor der Kolonialregierung vertrat. Aber andererseits war es gerade sein respektables Profil im kolonialen System, das es ihm ermöglichte, mit Autoritäten zu sprechen, mit Autorität. /

Prof. Dr. Lize Kriel

lehrt an der Universität Pretoria Geschichte und kulturhistorische Studien. Seit langem interessiert sie sich für Missionstexte als Informationsquellen für afrikanische Reaktionen auf die Begegnungen mit Europäern. Dabei spielt die Berliner Missionsgesellschaft eine wichtige Rolle.

Eine *tansanische* Perspektive

Die Berliner Missionsgesellschaft in Ostafrika

Warum fällt der Beginn der Berliner Missionsgesellschaft in Tanganjika mit der Konsolidierung der deutschen Kolonialherrschaft im Jahr 1891 zusammen? Wie entwickelte sich die von ihr geleitete Missionsarbeit in den beiden kolonialen Kontexten der deutschen Kolonialherrschaft und des britischen Mandats? Welche Auswirkung hat die Geschichte der Berliner Mission in Tanganjika auf die Gründung der Evangelisch-Lutherischen Kirche Tansanias?

TEXT: FAUSTIN LEONARD MAHALI

Um den Beginn der Tätigkeit der Berliner Missionsgesellschaft in Deutsch-Ostafrika (DOA) im Jahr 1891 zu verstehen, ist es unumgänglich, vier Aspekte zu erörtern. Erstens wurde Sansibar 1832 ein Gebiet des Sultanats von Oman, Seyyid Said. Obwohl Deutschland keine koloniale Kontrolle über Sansibar hatte, erkannte der Sultan es 1844 als Handelspartner an. Diese Entwicklungen veranlassten später das 1871 gegründete Deutsche Reich, Sansibar von 1875 bis 1884 als Protektorat zu sichern. Zweitens heiratete 1867 ein Hamburger Kaufmann, Rudolph Heinrich Ruete, die Prinzessin Salima bin Said, eine Nebenfrau des Sultans. Das trug dazu bei, dass 1844 der erste deutsche Missionar, Ludwig Johann Krapf, vom Sultan gastfreundlich aufgenommen wurde. Im selben Jahr richtete der Sultan von Sansibar einen deutschen Handelsposten ein. Die evangelische Church Mission Society (CMS) aus Großbritannien schickte den lutherisch-reformierten Krapf als ihren Missionar nach Ostafrika. Später schickte die CMS weitere deutsche Missionare, Johannes Rebmann 1846 und Johann Jakob Erhardt 1849, die sich Krapfs Expeditionen anschlossen. Diese Expeditionen bildeten die Grundlage für die deutsche Mission und den Kolonialismus in DOA. Drittens zeigt die obige Geschichte, dass die politischen Aktivitäten der Deutschen in Ostafrika lange vor der Berliner Konferenz von 1884 begannen. Wie andere imperiale Nationen suchte auch Deutschland nach Kolonien, um die politische Kontrolle über Handelsaktivitäten in Afrika zu erlangen. Die deutschen Bestrebungen für eine imperiale Expansion in Afrika begannen jedoch erst spät, nach der Vereinigung Deutsch-

Den Text von Prof. Dr. Faustin Mahali können Sie im englischen Original, mit allen Belegen, als PDF lesen und herunterladen.

Download
→ *berliner-missionswerk.de/service*

lands im Jahr 1871. Viertens erklärte die Berliner Konferenz 1885 Tanganjika zum deutschen Protektorat. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft (DOAG) sah die Notwendigkeit, Missionare in ihr Vorhaben einzubeziehen. Zu dieser Zeit hatte der Nationalismus in Deutschland zugenommen und drang in die Missionsgesellschaften ein, von denen einige die Kolonisierungspläne der DOAG direkt unterstützten.

Einige Missionare waren misstrauisch, ob es richtig sei, die Frohe Botschaft in Gebiete zu bringen, in denen die Menschen durch den Kolonialismus ausgebeutet, entmenschlicht und versklavt wurden. Aus diesem Grund gründete die DOAG zwei Missionsgesellschaften, die ihre kolonialen Interessen direkt unterstützten. Die erste war die Evangelisch-Lutherische Mission für Ostafrika; gegründet 1886 von Pastor Ittameier aus Bayern. Als ihre Arbeit in Mombasa wenige Wochen danach bereits wieder eingestellt wurde, gründeten Pfarrer Ludwig Diestelkamp und Carl Peters 1886 die Berliner Missionsgesellschaft (bekannt als Berlin III). Berlin III beschäftigte sich jedoch mehr mit der Seelsorge für deutsche Auswanderer als mit der Mission von Einhemischen. Nachdem Deutschland 1891 Tanganjika zu seiner Gesamtkolonie erklärt hatte, nahmen auch viele bereits bestehende evangelische Missionsgesellschaften ihre Arbeit in Tanganjika auf.

Die Berliner Missionsgesellschaft (BMG) startete 1824 mit der Evangelisierung der »Heiden« in Südafrika. Der Vorstoß nach Ostafrika verzögerte sich bis 1891. Die BMG war jedoch über die Aktivitäten von Berlin III in Ostafrika im Jahr 1886 informiert. Die BMG zögerte, den deutschen kaiserlichen Diskurs zu unterstützen, da sie sich nur für die Evangelisierung einsetzen wollte. Trotz ihrer strikten Ablehnung einer direkten Beteiligung am deutschen Kolonialplan einigte sich die BMG schließlich mit der deutschen Kolonialregierung darauf, ihre Arbeit fernab des kolonialen Hauptquartiers in Dar es Salaam aufzunehmen. Die BMG beschloss Mitte 1891, ihre erste Mannschaft nach DOA zu entsenden. Das Team der Merensky-Expedition nach DOA startete am 28. Juni 1891 in Natal, Südafrika. Es erreichte Nyakyusaland am 25. September 1891. Am 2. Oktober 1891 ging es weiter zum Ipagika-Hügel (Wangemannhöh) bei der Stadt Mwakatungila am Fuße des Livingstone-Gebirges am Nyasa-See. Am 6. Oktober 1891 begannen die Arbeiten an der neuen Station.

Aus den Berichten geht hervor, dass die Berliner Missionare nach der Erkundung von Land und Leuten im südlichen Hochland die folgenden Missionsstationen errichteten: Ipagika-Wangemannhöh, 1891, Manow 1892, Mwakaleli 1893, Ikombe 1893, Bulongwa 1895, Tandala 1897, Kidugala 1898, Mufindi 1898, Emmaberg 1898, Itete 1899, Lupembe 1899, Muhanga/Pommern 1899/1912, und Yakobi 1899. Sie gründeten außerdem Magoye im Jahr 1900, Ilembula im Jahr 1900, Milo im Jahr 1902, Brandt im Jahr 1908, Matema im Jahr 1909, Lwamate im Jahr 1913 und Kingori im Jahr 1913. Im Jahr 1903 übernahm die BMG auch die Missionsstationen von Berlin III, Dar es Salaam im Jahr 1887, Kissarawe im Jahr 1892 und Maneromango im Jahr 1895. Die BMG übernahm auch die Station Morogoro, die 1913 von der Evangelischen Gemeinde Schlesien gegründet wurde.

Die Berliner Missionsgesellschaft stieß schnell auf Vorbehalte lokaler Führer, die den Verlust ihrer kulturellen Identität und Macht befürchteten. Auch deshalb lernten die Missionare die lokalen Sprachen, um die Menschen zu verstehen. Die Missionare führten die moderne Medizin ein und ersetzten damit die traditionellen Heiler. Im Allgemeinen hielten sie die Ahnenverehrung der Einheimischen für Aberglauben und schürten so deren Misstrauen. Im Jahr 1911 beschlossen sie, den arabischen Islam durch eine stärkere Verwendung von Suaheli zu bekämpfen und Christen dadurch den Zugang zum öffentlichen Dienst zu ermöglichen. Die enge Beziehung zwischen Missionaren und Kolonialisten während der Niederschlagung des Maji Maji-Aufstandes und des Ersten Weltkriegs führte schließlich dazu, dass die Missionare als Teil des kolonialen Systems betrachtet wurden.

1920, nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg, ordinierte der Berliner Missionar Priebusch Martin Ganisya, um die Arbeit der BMG in Dar es Salaam zu sichern, bevor Großbritannien ihm die Rückkehr nach Ostafrika erlaubte. Nach ihrer Rückkehr im Jahr 1925 engagierte die BMG die lokale Bevölkerung in Einkommen schaffenden Projekten wie Kaffeeplantagen in Lupembe und Manow. Zu dieser Zeit intensivierte die BMG auch die Ausbildung von einhemischen Evangelisten, die später zu Pastoren ordiniert wurden. Nach dem Weggang der BMG-Missionare im Jahr 1939 wählten die Einheimischen Yohana Nyagawa zum Leiter der Kirche.

Es ist unbestreitbar, dass deutsche Missionare nach Deutsch-Ostafrika kamen, als es eine deutsche Kolonie wurde. Missionare waren auf die eine oder andere Weise an der Kolonisierung Ostafrikas beteiligt. Denn die BMG verfolgte das klare Ziel, die »Heiden« zu evangelisieren. Dieses Ziel rechtfertigte den Irrglauben, dass Afrikaner ihnen untergeordnet seien. Damit verstießen sie gegen die eigentliche Botschaft des Evangeliums, das alle Menschen als Geschöpfe Gottes ansieht. Die Bekehrung zum Christentum war daher gleichbedeutend mit der Anerkennung der Überlegenheit der westlichen Zivilisation. Diese Situation verwehrte den Missionaren die Möglichkeit, mehr von der afrikanischen Kultur zu lernen und das Evangelium in einen anderen Kontext zu stellen.

Aus der obigen Diskussion ergibt sich, dass die BMG-Missionare nicht frei von Kolonisierungsgedanken waren. Ich sehe das Zögern der BMG, bis 1891 nach Deutsch-Ostafrika zu kommen, eher in Sicherheitsbedenken begründet. 1885 war Deutsch-Ostafrika nur ein Protektorat. In der instabilen Situation von Sansibar-Tanganjika, das unter dem Einfluss des Sultans und Großbritanniens stand, konnte alles passieren. Bildung sollte in den Kolonien nicht zu einer Revolte führen, das war die große Angst aller Kolonisatoren. Daher konzentrierten sich die Missionare auf den Teil von Bildung, der es den Einheimischen ermöglichte, die Bibel zu lesen und einige Schreibarbeiten auszuführen. Aber die Einführung in die biblische Welt vermittelte ihnen unausweichlich auch jene Texte der Bibel, in den von Befreiung die Rede ist. Wahrscheinlich ist dies ein wesentlicher Beitrag der Missionare in Afrika.

LiteraturTipp

DER ARMUTSBEGRIFF BEI LUKAS AUS DER SICHT EINES WANJI AUS TANSANIA

Faustin Leonard Mahali, Neuendettelsau: Erlanger Verlag, 2006

MISSION IM KOLONIALEN UMFELD:
DEUTSCHE PROTESTANTISCHE MISSIONSGESELLSCHAFTEN IN DEUTSCH-OSTAFRIKA

Majida Hamilton, Göttingen: Universtätsverlag, 2009

100 JAHRE EVANGELIUMVERKÜNDIGUNG IN SÜDTANSANIA 1891–1991

Christoph Sehmsdorf, Göttingen: Universtätsverlag, 2009

CARL PETERS UND DER DEUTSCHE IMPERIALISMUS 1856–1918:
EINE POLITISCHE BIOGRAPHIE

Anne Perras, Oxford: Oxford University Press, 2004

Die afrikanischen Kirchen, einschließlich der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania, haben seither über die Auswirkungen der in den Kolonialismus verstrickten Missionen diskutiert. Sie haben die Missionswissenschafften stärker in den Vordergrund gerückt als die Bibelwissenschaften. Aber meiner Meinung nach brauchen wir mehr kontextbezogene Bibelstudien, um unsere Form des Christentum zu erhalten. Die heutige Diskussion dreht sich weniger um das Verhältnis zwischen Mission und Kolonialismus, sondern eher um das Versagen der Ortskirchen bei der Kontextualisierung von Gottesdienst und der Frohen Botschaft. Dass diese Diskussion andauert, ist der Beweis dafür, dass die Missionare das Christentum nicht ausreichend kontextualisiert haben. Die heute in Tansania wie Pilze aus dem Boden schießenden unabhängigen und charismatischen Pfingstkirchen profitieren von diesem Versagen der Missionare und der einheimischen Christen. Sie praktizieren das, was wir als Synkretismus bezeichnet haben, als ob das Christentum völlig frei von Kultur wäre.

Abschließend gesagt: Ich halte die derzeitige Diskussion in Europa über die Missionare des 19. und 20. Jahrhunderts für anachronistisch. Sie ist zu sehr mit Schuldbewusstsein belastet. Vor allem befreit sie uns alle nicht aus der Falle neuer Formen des globalen Imperialismus, der im Namen von Wissenschaft, freier Marktwirtschaft, Demokratie und Menschenrechten geführt wird. Denn wie können diese unterschiedlichen politischen Organisationsformen, die in Europa eine lange Geschichte haben, in andere Kulturen übertragen und eingeführt werden? Andererseits akzeptieren einige westliche Demokratien beispielsweise aus wirtschaftlichen Gründen immer noch absolute Monarchien wie die Königreiche in der arabischen Welt.

Wir müssen in dieser Welt als Schwestern und Brüder in Christus zusammenstehen, um die Zeichen der Zeit als ein Gebot des Glaubens zu erkennen. Wir sollten Christen mit Kompetenzen und Fähigkeiten ausstatten, damit sie angesichts der fortschreitenden Zerstörung des Lebens und der gesamten Schöpfung radikale Nachfolgende Christi werden können. /

Prof. Dr.
Faustin Leonard Mahali

lehrt seit 2006 an der Tumaini University Makumira. Promoviert wurde er 2003 an der Augustana-Hochschule, Neuendettelsau.

»Der Untericht beginnt mit Gebet«: Schwester Margarete Kölbach, Kaiserswerth, arbeitete von 1954 bis 1967 in Talitha Kumi als Kindergärtnerin.

Westliche Werte

Talitha Kumi, eine deutsche Schule in Palästina

Talitha Kumi – »Mädchen, steh auf!«: Das Schulzentrum bei Beit Jala im Heiligen Land – heute in Trägerschaft des Berliner Missionswerkes – blickt auf eine ganz besondere Geschichte zurück. Gegründet 1851, liegen die Wurzeln fraglos in der Epoche des Kolonialismus. Und heute?

TEXT: JENS NIEPER

1840/41 intervenierten Preußen, Großbritannien, Russland und Österreich in der Levante – mit dem Ziel, dort das Osmanische Reich zu stützen. Das hatte auch eine expansionistische Dimension: Die vier Mächte forderten als Beistandsvergütung den Zugang in den Orient, der den Westeuropäern seit dem Untergang des Kreuzfahrerreiches weitestgehend blockiert war. Dabei konkurrierten sie mit den Franzosen, die ebenso versuchten, in der Region ihren Einfluss auszuweiten. Und König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, dem »Romantiker auf dem Thron«, wird durchaus zugeschrieben, an die Wiedererrichtung eines Kreuzfahrerstaates im Heiligen Land gedacht zu haben.

De facto blieb die Region aber osmanisch und wurde keine Kolonie. Die Europäer engagierten sich, um das Land zu modernisieren. Mit der Offenheit zur Innovation holte der

Rechts oben: Kaiserswerther Diakonissen prägten lange Unterricht und Atmosphäre Talitha Kumis.

Links oben: Charlotte Pilz (1819–1903). Im Jahr 1854 wurde sie die erste Leiterin der damaligen Mädchenschule Talitha Kumi.

Unten: Heute ist Talitha Kumi eine moderne Schule; etwas mehr als die Hälfte der Schüler:innen sind muslimischen Glaubens.

zweite Bischof des anglo-preußischen Gemeinschaftsbistums von Jerusalem, Samuel Gobat, die Kaiserswerther Diakonissen nach Jerusalem. Diese gründeten u.a. das Mädchenheim »Talitha Kumi«. Dabei zeigt bereits die Wahl des Namens die emanzipatorische Ausrichtung: »Mädchen, steh auf!«. Die Diakonissen nahmen sich einer dreifach benachteiligten Klientel an: christlicher Waisenmädchen. Benachteiligt als Mädchen in einer patriarchal geprägten Gesellschaft, als Christinnen in einer muslimischen Mehrheitsgesellschaft und als Waisen in einem sozialen System, das zentral auf der Familie beruht.

Jürgen Osterhammel, Grandseigneur der Kolonialismusforschung, definiert: »Kolonialismus ist eine Herrschaftsbezie-

hung zwischen Kollektiven, bei welcher die fundamentalen Entscheidungen über die Lebensführung der Kolonisierten durch eine kulturell andersartige und kaum anpassungswillige Minderheit von Kolonialherren unter vorrangiger Berücksichtigung externer Interessen getroffen und tatsächlich durchgesetzt werden. Damit verbinden sich in der Neuzeit in der Regel sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen, die auf der Überzeugung der Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen Höherwertigkeit beruhen.«

Fraglos waren Bischof Gobat und die Kaiserswerther Diakonissen davon überzeugt, eine höherwertige Kultur ins Heilige Land zu bringen. Gobat hatte seine Auftraggeber – die englische Königin und den preußischen König – davon überzeugt, sich von der Mission unter den Juden und Muslimen ab- und stattdessen der »Einpflanzung« des Geistes der Reformation in die Kirchen des Orients zuzuwenden. Und selbstverständlich lehrten die Diakonissen den arabischen Mädchen westliche Inhalte und Werte; die Mädchen sprachen nur Deutsch und waren westlich gekleidet.

Diese Bemühungen hatten aber auch im Blick, die angesprochene Klientel in ihrem Kontext zu belassen und durch sie die Gesamtgesellschaft zu fördern. Gobats Ziel war es nicht, Konvertiten für die evangelische Kirche zu gewinnen, sondern eine innere Reform der orthodoxen Kirchen verschiedenster Tradition zu befördern. Und als die ersten Talitha-Schülerinnen den Wunsch äußerten, wie deutsche evangelische Kinder konfirmiert zu werden, lehnten dies die Diakonissen und der Bischof zunächst vehement ab mit dem Verweis, die Mädchen gehörten eben u.a. zur armenischen oder syrischen Kirche.

Heute ist Talitha Kumi weiterhin – aber in deutlich veränderter Konstellation – sowohl eine deutsche wie eine palästinensische Schule. Jedes Kind, das in Talitha Kumi unterrichtet wird, soll mit der deutschen Sprache in Berührung kommen. Für Interessierte wird neben dem palästinensischen Schulabschluss auch das deutsche Abitur angeboten. Das Deutsche ist dabei vor allem Vehikel zur Vermittlung alternativer Unterrichtsmethoden und über den palästinensischen Lehrplan hinausgehender Inhalte. Palästinenser:innen bilden heute nicht nur das Gros des Lehrkörpers, sondern sind an der Schulleitung und -aufsicht beteiligt.

Dabei ist Talitha Kumi mit seinem Bildungsprofil nur ein schulisches Angebot unter vielen auf der Westbank. Es gibt gute Alternativen. Mit dem Engagement in Talitha Kumi wird Palästina nicht »kolonialistisch« ausgebeutet, vielmehr wird in das Land, seine Menschen und die dortige Gesellschaft investiert.

Talitha Kumi ist dabei eine von vier evangelischen Schulen im Heiligen Land: Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Jordanien und im Heiligen Land (ELCJHL) ist Trägerin von drei Schulen, von denen zwei auf das frühere Engagement des Jerusalemsvereins im Nahen Osten zurückgehen. Die ELCJHL und das Berliner Missionswerk sind nicht nur Partner, sondern kooperieren in der Schularbeit auf der Westbank.

Die Option, auch Talitha Kumi in palästinensische Trägerschaft zu überführen, steht schon lange im Hintergrund. Deutlich ist dabei aber, dass damit so manche Impulse, die Talitha Kumi als »deutsche« Schule geben kann, um die palästinensische Bildungslandschaft zu ergänzen, bei einer lokalen Trägerschaft nicht mehr möglich wären. Abgesehen von der Frage, ob die ELCJHL Talitha Kumi finanziell stemmen könnte, wäre die Institution dann auch ganz an das palästinensische Bildungssystem gebunden. Dies hätte nicht nur Auswirkungen auf Unterrichtsmethoden (das palästinensische Schulsystem ist weiterhin enorm lehrerkonzentriert und hebt vor allem auf das Memorieren und Reproduzieren von Vorgaben ab), sondern vor allem auch auf Inhalte, etwa im Bereich des Geschichts- und Politikunterrichts (etwa den Blick auf den Zweiten Weltkrieg, die Shoa oder die Rolle der Frau bzw. der Christ:innen in der Gesellschaft).

Selbstverständlich könnte man grundsätzlich die Auswärtige Kulturpolitik der Bundesrepublik Deutschland, der auch Talitha Kumi zuzuordnen ist, hinterfragen: Ist es kolonialistisch, wenn junge Menschen in aller Welt ausgebildet und geworben werden, um dann möglichst weiterhin mit Deutschland-Bezug zu arbeiten, gerne in Deutschland zu studieren und gegebenenfalls in Deutschland zu bleiben? Andererseits: Eine globalisierte Welt lebt vom Austausch. Die Alternative wäre ein unrealistischer, ja gefährlicher Isolationismus. Und die Menschen aus aller Welt, die so mit Deutschland kooperieren oder für Deutschland gewonnen werden, bringen ja auch immer ihre Herkunftskultur, ihre Ansichten, Werte und Erfahrungen mit ein.

Über einzelne Aspekte des Engagements in Talitha Kumi kritisch nachzudenken und Weiterentwicklungen zu ermöglichen, sollte dabei aber im Blick bleiben und ist wichtige Aufgabe eines Auslandsengagements im Rahmen der Ökumene. /

Jens Nieper

war Nahostreferent des Berliner Missionswerkes und Geschäftsführer des Jerusalemsvereins. Seit 1. September ist er Pfarrer der Christus-Gemeinde in Dortmund.

Die Beziehung zwischen Mission und Kolonialismus ist bis 1918 oft eine symbiotische gewesen, eine Art »Wahlverwandtschaft«. Der Kontakt in die Heimat war ja für die Berliner Missionare selbstverständlich, eine gewisse Heimatliebe ebenso, die sich zeitbedingt oft in einem starken Nationalismus und einer Bejahung des Kolonialismus äußerte. Als Miriam Jauer, sie betreibt in Kreuzberg die Eisdiele »Eismacher«, eines Tages mehrere Kartons mit dem Nachlass ihres Urgroßvaters Karl Jauer in mein Büro brachte, hatte ich plötzlich Zugang zum Leben eines der Protagonisten jener Zeit.

Mit *Bibel, Gewehr* und *Tropenhelm*

Auf den Spuren des Berliner Missionars Karl Jauer

TEXT: MARTIN FRANK

Ich blätterte ich in den losen Blättern und hielt eine Liste der Reisenden der »P.-D. Tanganjika«, eines Dampfers der Hamburg-Amerika-Linie, von Beira über Süd- und Südwestafrika nach Hamburg, ins Licht. Ich betrachtete die alten Dias, aus dickem Glas, mit Fotos aus dem heutigen Tansania und las zwei furchtbar traurige Briefe, die Missionsdirektor Karl Axenfeld im Mai 1918 jeweils an Mutter und Vater Jauer schrieb: »Nun muss ich Ihnen über Ihren Hans, den ich, seit mein Wilhelm gefallen war, wie einen eigenen Sohn lieb gewonnen hatte, die schmerzliche Nachricht geben, dass er fürs Vaterland sein Leben gelassen hat.« Die Eltern Jauer waren zu der Zeit seit 1916 getrennt in Südafrika (Maria) bzw. Ägypten (Karl) interniert und hatten ihren Sohn seit Jahren nicht mehr gesehen. Ich begann, mich mit der Familie Jauer zu beschäftigen. Wie ich herausfand, hatte Axenfeld als Vormund noch versucht, Hans vom Kriegsdienst abzubringen, nachdem sein eigener Sohn gefallen war. Vergeblich.

Welche Spuren hinterlassen Mitarbeitende der Berliner Missionsgesellschaft wie Karl und Maria Jauer mit ihren fünf Kindern? Was bleibt? Sind es traurige Erinnerungen wie diese Briefe, die ich aus dem Nachlass ziehe? Oder sind es außergewöhnliche Ereignisse, wie sie die LeserInnen des Berliner Missionsblattes »Der Ruf« vor der Jahrhundertwende sicher wohlig schauern ließen? »Es war gegen halb Zwei; meine Frau, mein Söhnchen und ich saßen gerade beim Mahl, als unerwartet ein Gewitter aufzog. Der erste Blitzstrahl traf das Wohnhaus mit furchtbarer Wucht. Uns schien alles gleich ein Flammenmeer. Doch merkwürdigerweise hatte ich keine Spur von Schreck, sondern lief gleich in die Schlafstube, woselbst ich unser Töchterlein wohl mit Staub bedeckt, doch ganz munter vorfand.« Der Blitz hatte im Februar 1897 den Schornstein des Lehmhau-

ses in Manow getroffen, zertrümmerte den Dachbalken und fuhr dann vor Karl Jauers Schreibtisch in die Erde. Die herabstürzende Decke zerbrach den Tisch und zerstörte neben all den Büchern auch »die Übersetzung für den nächsten Sonntag«. Die nächsten Tage kamen die Menschen der Umgebung, um ihre Anteilnahme zu bekunden. Man war sich einig, dass sich der Gott der Familie Jauer als mächtig erwiesen habe.

Wie kamen die Jauers nach Manow im heutigen Tansania? Die Berliner Missionsgesellschaft sträubte sich nach der Berliner Konferenz 1884/85 zunächst, neben den Verpflichtungen in China und Südafrika nun auch Missionare in das deutsche »Schutzgebiet« in Ostafrika auszusenden. Schließlich überzeugte sie Frau Professor Huber aus Wernigerode 1890 mit einer Spende von 5000 Mark, die sie unter der Bedingung gab, dass in der neuen Kolonie bald eine Mission begonnen würde. Missionsinspektor Merensky wurde mit der Zusammenstellung einer Expedition betraut. Am 12. Mai 1891 brach er von Berlin aus auf und nahm zu seiner Mission u. a. 30 Mauser-Gewehre mit, die er ermäßigt vom Kriegsministerium erhalten hatte. So kamen Berliner Missionare in das Gebiet am Nyassasee und gründeten Missionsstationen, darunter im Jahr 1892 auch Manow. Karl Jauer lebte als Kind in Berlin in unmittelbarer Nähe der Bartholomäuskirche und kannte das Haus der Berliner Missionsgesellschaft aus der Nachbarschaft. Nach einer Lehre als Buchbinder trat er 1888 in das Missionsseminar ein. 1893 wurde er als einer der ersten Missionare für das »Schutzgebiet« über Hamburg ausgesendet und 1896 ordiniert.

Karl Jauer war ein Missionar, der außer dem Predigen viele praktische Fähigkeiten mit nach Ostafrika brachte oder dort entwickelte. Er konnte nicht nur Zähne ziehen (für 1903 sind 468 Zähne im ersten Halbjahr überliefert!), sondern auch Raubtiere jagen (1905 schoss er 19 Leoparden), eine Kaffeeplantage

Fotos aus dem privaten Nachlass von Missionar Jauer gewähren Einblicke in das Selbstverständnis eines deutschen Missionars: Familienleben, Amtshandlungen, Jagdtrophäen. Das neue Medium Fotografie war ein wichtiges Instrument, um in der Heimat das Verständnis für die Missionsarbeit zu fördern.

anlegen (jeder Baum brächte 2 Kilo Kaffee, bilanzierte er für die Finanzabteilung in Berlin) und sowohl Wohnhäuser wie auch die große Kirche aus Ziegeln bauen. Hunderte Menschen, vor allem Frauen in der Umgebung der Station halfen in jahrelanger Arbeit dabei. Auf seiner Visitationsreise schreibt Direktor Axenfeld 1913 über Jauer: »Die Arbeit in Manow ist nach Licht und Schatten ein treuer Spiegel der eigenartigen Persönlichkeit des immer frischen und fröhlichen Stationsvorstehers. Man erkennt seine Sangeslust an dem schönen Gesang im Gottesdienst und an den Liedern, die abends in den Hütten ertönen. Neben Neuhaus beherrscht er am besten die Volkssprache. Den Namen »Mwaisumo« (Plauderer) trägt er mit Recht. Wo er hinkommt, sammeln sich um ihn die Leute zu lebhaftem Gespräch in Scherz und Ernst. Er ist ein sehr volkstümlicher Missionar und durch seine Arbeit geht ein frischer Zug. Dagegen liegt ihm Aktenordnung und Bücherführung nicht, und in der Heranziehung der Leute zu Leistungen und Beiträgen hat es an Klarheit und Festigkeit gefehlt.«

Wie hat die einheimische Bevölkerung die Familie Jauer gesehen? Das Archiv gibt dazu wenig her, sehr selten werden sie in den Tagebüchern der Missionare zitiert. Karl hatte, das klingt jedenfalls aus seinen Berichten durch, ein gutes Verhältnis zu den Menschen. Manche Merkmale lassen Rückschlüsse zu: Bei ihrer dritten Ausreise 1925 war die Menschenmenge, die die Familie Jauer am Nyassasee und auf den Missionsstationen empfing, unüberschaubar. Und als Karl Jauer schwer erkrankte, schrieb der sog. Nationalhelfer Loti 1931 nach Berlin an seine »Väter«, um sich dafür einzusetzen, wenn er denn sterben würde, ihn unbedingt bei ihnen zu begraben: »Der Missionar [Jauer] liebt die Schwarzen. Wir zanken uns nie mit ihm. Er ist ein Umputi (Pfarrer), bei dem es sich aushalten lässt.«

Wie hat Karl Jauer die Gewaltherrschaft der Deutschen, die sog. Schutzmacht, in der deutschen Kolonie Ost-Afrika (heute

Tansania, Burundi und Ruanda) wahrgenommen? In Ostafrika begegneten die Missionare zwangsläufig den sog. deutschen Schutztruppen – oft auch mit Sympathie für die Landsleute fern der Heimat. Man konkurrierte andererseits um Zuständigkeiten und Landvergabe. Die Missionsgesellschaften nutzten die Infrastruktur der Kolonialmächte, ließen sich von ihnen beschützen, kämpften teilweise auf ihrer Seite und versahen für sie oder vor ihrer Ankunft Handlangerdienste wie Gerichtswesen, Steuereintreibung und Postdienste. Der Berliner Missionsdirektor Axenfeld schreibt 1907, als der Maji-Maji Aufstand mit aller Gewalt niedergeschlagen worden war, ein ungleicher Krieg, der auch durch die Folgen wie Hungersnöte nach heutigen Schätzungen zwischen 250.000 und 300.000 Menschen das Leben kostete und als eines der gewaltsamsten Kapitel deutscher Kolonialherrschaft gilt: »So zeigte gerade dieser Aufstand, wie nötig zur Herstellung gesunder, friedlicher Zustände in unseren Schutzgebieten neben der Aufrichtung eines starken, festen Regiments die stille, innerliche Arbeit der Völkererziehung durch die christliche Mission ist.« Diese Rechtfertigung der Mission als Mittel der Befriedung der »Völker« durchzieht auch viele Jahresberichte der Berliner Missionsgesellschaft. Der Kolonialismus brauchte die Legitimation der Mission, die Mission profitierte von den Rahmenbedingungen der Kolonialmächte.

Bei Karl Jauer kann ich nur auf sporadische Äußerungen zugreifen. Ab Juli 1897 hören die Mitarbeitenden auf der Station Manow von kriegerischen Überfällen deutscher Askari, einheimischer Kolonialtruppen, im Umland. Sie schlagen offenbar Widerstände der Einheimischen mit Maschinengewehren nieder. Diese Widerstände brechen in den verschiedensten Regionen immer wieder auf, weil die deutsche Kolonialregierung Zwangsarbeit wie auch Kopfsteuern einführt. Jauer bricht am 26. August nach der Morgenandacht auf, ausgerüstet mit Medizin und Verbandszeug. Auf seinem Ritt begegnet er Leuten, die

Missionsstation, »Jauers Reiterbrigade«, eine Kaffeetafel: Im Foto-Archiv Karl Jauers ist ein Quellenschatz zu heben.

gleich vor ihm fliehen. Die Dörfer, die er durchreitet, sind verwüstet: »Arg haben die übermütigen Soldaten bei Mwaipopo gehaust, die Töpfe und Kalabassen liegen zerschlagen umher, alles wüst«. Erst als die Menschen ihn an seinem weißen Reittier erkennen, bleiben sie stehen. Jauer verbindet Wunden, sieht Tote: »Beim Anblick dieser Gefallenen konnte ich mich der Thränen nicht enthalten«. Als seine Kollegen und er im Dezember bei weiteren Erkundungsgängen – es »herrschte unheimliche Grabesstille« – viele junge Menschen auffinden, die von den Geschossen zerrissen wurden und die Verwundeten versorgen, begegnet ihnen Bezirksamtsmann von Elpons. Er leitet als deutscher Zuständiger für die Region die militärische Niederlassung Langenburg am Nyassasee. Jauer berichtet: »Er machte bei uns Rast und erzählte uns einige Einzelheiten des Kampfes«. Freimütig berichtet er von Brandschatzung und Tötungen im ganzen Land, die die Schutztruppen zu verantworten haben.

Missionar Bunk begegnet auch Hermann Wissmann, der für weitere »Strafaktionen« unterwegs ist. Wissmann ist nicht irgendwer. Er hatte im Kongo geholfen, die grausame Kolonialherrschaft des belgischen Königs Leopold II. durchzusetzen. Auf Bitten Bismarcks soll er nun den Widerstand an der Küste brechen und als Kolonialgouverneur die Besteuerung der Bevölkerung vorbereiten, die 1905 Auslöser für den grausamen Maji-Maji Krieg wird. Jauer setzt sich in Folge mit seinem Kollegen Bunk bei von Elpons für die Aufständischen ein und wird daraufhin von der Kolonialverwaltung der Untreue beschuldigt. Bunk muss schließlich auf eine andere Station versetzt werden, aber auch von Elpons wird aus Langenburg abberufen.

Die Interventionsversuche der beiden Missionare werden im Berliner Komitee von Missionsinspektor Merensky heruntergespielt. Andererseits werden alle Bezirksamtsmänner angewiesen, in Zukunft die Arbeit der evangelischen Missionen zu fördern, da diese Einfluss in den kolonialfreundlichen Kreisen

Deutschlands hätten. Jauer erfährt aber auch, dass die Aufständischen seine Missionsstation Manow plündern wollten. Daraufhin schreibt er enttäuscht nach Berlin: »Eine empfindliche Lektion ist dort unten erteilt worden und zwar, wie ich deutlich erkenne, zum großen Nutzen der Leute. Wohl ist es zu bedauern, dass so viele gefallen sind, aber das ist nun einmal nicht anders im Kriege. Wer den Übermut der jungen Mannschaft gesehen hat, dem thut es wohl zu sehen, wie sanft diese Leute jetzt geworden sind. … Kurzum ich sage, Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl, das erkenne ich auch in diesen Vorfällen.«

Aus heutiger Perspektive fällt es schwer, seine Worte zu verstehen, immerhin wurde auch im Berliner Parlament heftig über die Exzesse im deutschen Schutzgebiet gestritten, das brutale Vorgehen der Schutztruppen war ebenso wie die unerbittliche Eintreibung von Steuern bekannt. Wo ist Jauers Anteilnahme oder gar Parteinahme für die Bevölkerung geblieben, wo seine Tränen? Wie sieht er selber seine Position zwischen der Kolonialmacht und den Einheimischen, die er, wie er mehrfach betont, »lieb gewonnen« hat? Wie kann er die Brutalität der Schutztruppen – auch theologisch – gutheißen?

Denn kritisch ist Jauer durchaus. Als er im Mai 1925 bei der dritten Ausreise durch Brüssel geht, sieht er ein Kolonialdenkmal: »Wie Hohn mutete das Denkmal ‚Für die Menschlichkeit' an. Ein Kolonial-Krieger, dem eine Negerfrau ihr Kind entgegenstreckt zum Schutz gegen Araber. Wenn man die Kolonialgeschichte Belgiens kennt, der reine Hohn.« Aber er teilt das Überlegenheitsgefühl fast aller Missionare mitsamt ihrer Verachtung des sog. Heidentums bzw. anderer Kulturen.

Der Erste Weltkrieg – später natürlich umso mehr der Zweite Weltkrieg – verändert auf den »Missionsfeldern« viel. Es zeigt sich, dass die Einheimischen auch ohne Missionare zurechtkommen, die teilweise wie Jauers im Ausland interniert werden. Sie erfahren, dass sich die Weißen auch als Christen gegenseitig abschlachten. 1928 sieht Jauer neue Zeiten emporkommen. »Die Selbstständigkeitsbewegungen der Farbigen haben durch den Krieg viel Vorschub erfahren. Wer Schwarze kennt, der weiss, dass ein gut Teil Eingebildetsein in ihnen steckt. Wenn ich von hier aus urteilen soll, dann würde ich sagen, es hat noch eine Weile Zeit mit der wirklichen Selbstständigkeit, d. h. also auch mit der Selbsterhaltung durch Aufbringen von Gaben. Da stecken wir noch tief drin in den Kinderschuhen.« Wir würden seine Worte heute als rassistisch bewerten. Aber vielleicht haben viele der Menschen, denen Karl Jauer und seine Familie damals in Ostafrika begegneten, sie trotz und in ihren Fehlern angenommen und ihrerseits liebgewonnen. Sicher hat das unbedingte Gottvertrauen der Familie sie beeindruckt. Diese Vermutung spricht jedenfalls aus dem schon erwähnten Brief des Loti nach Berlin, den ich abschließend noch einmal zitieren möchte: »Als bekannt wurde, dass M. (der Missionar) sehr krank sei, da sandten sie Briefe aus der Ferne und sagten, wir beten, dass unser Freund nicht sterbe. Ihr nun, Ihr Väter, wenn Ihr sagen solltet, dass dieser unsern umputi, den wir lieben, unser Land hasst, er komme nach Berlin, dann würden wir, Eure Leute, versuchen, dem zu widersprechen. Er ist unser Freund, mit dem wir vertraut sind, wirklich. Wenn Berlin wäre wie Daressalaam, würden wir zu Fuß kommen, um dem zu widersprechen.« /

INFO

Im landeskirchlichen Archiv der EKBO lagern Nachlässe der Missionare und Tagebücher der Missionsstationen der Berliner Missionsgesellschaft. In deren Jahrbüchern ab 1828 finden sich viele Berichte für die unzähligen damaligen Missionsvereine, z. T. sind sie verschlagwortet. Die Missionsordnung von 1882 verpflichtete jeden Missionar, »durch ein sorgsam zu führendes Tagebuch, welches er vierteljährlich durch den Superintendenten bzw. Conferenzvorsteher an das Comité einzusenden hat, uns in genauer Detailkenntnis über seine Arbeiten als Missionar, über die Fortschritte und Hemmnisse seiner Thätigkeit und über die Zustände seiner Umgebungen zu erhalten.« Deutlich ist, dass die Berichte der Missionare stark redigiert wurden, um das »allgemeine Missions-Interesse« in verschiedenen Publikationen wie »Der Ruf« öffentlichkeitswirksam zu bedienen. Alle Zeugnisse sind handgeschrieben, in Kurrent- oder in Sütterlinschrift, vieles ist kaum entzifferbar. Nur ab ca. 1920 gibt es in allen Jahrbüchern und in Tagebüchern aus den Missionsstationen maschinengeschriebene Berichte.

→ *landeskirchenarchivberlin.de*

Dr. Martin Frank

ist Afrikareferent des Berliner Missionswerkes – und seit der Übergabe des Jauer-Nachlasses fasziniert vom Leben und Wirken des Berliner Missionars.

Überraschend *selbstkritisch*

Berliner Missionare in China

Predigerkonferenz in Nanxiong, 1924.

Die Berliner Missionare waren Menschen ihrer Zeit. Das wird schnell klar, wenn man sich mit dem Verhalten und den Einstellungen derjenigen beschäftigt, die die Berliner Mission nach China entsandt hatte. Viele gingen in einem Gefühl der europäischen Überlegenheit dorthin. Andere aber bemühten sich ernsthaft und intensiv, mit den Menschen in China in einen Austausch auf Augenhöhe zu treten.

TEXT: ALBERT WU

In den letzten Jahren hat der Begriff Dekolonisierung »eine neue politische Aktualität gewonnen«, so der Wissenschaftler Adom Getachew. Aktivisten fordern die Entkolonialisierung fast aller Institutionen, die mit kultureller und sozialer Bedeutung verbunden sind: Universitäten, Museen, historische Denkmäler und mehr. Im Mittelpunkt dieser breit angelegten und vielschichtigen Agenda der Dekolonisierung steht die Kritik an einem europäischen kulturellen Überlegenheitsgefühl, das die imperialistische Expansion befeuerte und rechtfertigte.

Zu Anfang der 2000er Jahre war die Sprache der Dekolonisierung noch nicht en vogue, aber die Themen lagen schon in der Luft. Davon inspiriert, wollte ich die Erfahrungen indigener Akteure erforschen. Mein Traum war es, bisher unentdeckte Briefe, Tagebücher oder Zeugnisse von chinesischen Christ:innen aus ländlichen Gebieten zu finden, in denen sie erklären, warum sie zum Christentum übergetreten sind. Doch in China, Taiwan und Hongkong stieß ich auf Schwierigkeiten. Die Archive, nach denen ich suchte, waren entweder unzugänglich, verloren oder zerstört. Zwar fand ich Aufzeichnungen prominenter, elitärer chinesischer Christ:innen, die ihre Bekehrung beschrieben, aber kaum Geschichten armer, ländlicher Konvertiten.

Enttäuscht reiste ich nach Berlin, um dort in den Archiven zu arbeiten. Die Berliner Missionare führten akribisch Buch und erstellten detaillierte Berichte über ihre Begegnungen in China. Begeistert war ich auch von den Briefen, die chinesische Christ:innen an die Missionsgesellschaft schrieben. Diese Dokumente geben einen detaillierten Einblick in das lokale chinesische Christentum.

In der Erwartung, Beispiele deutscher Ablehnung gegenüber der lokalen chinesischen Kultur zu finden, fand ich stattdessen Berichte von Missionaren, die sich immer wieder auch selbstkritisch äußerten. Natürlich, im 19. Jahrhundert, auf dem Höhepunkt der europäischen imperialen Macht, schrieben viele Missionare in einer recht verächtlichen Weise über die chinesische Kultur. Doch in den 1930er Jahren begannen die Missionare – gedemütigt durch die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg – ihre Haltung gegenüber dem Konfuzianismus und der chinesischen Kultur zu überdenken. Einige begannen, Gemeinsamkeiten zwischen Konfuzianismus und Christentum zu entdecken; einige erhoben Konfuzius gar auf die Ebene eines »universellen Weisen«, auf dieselbe Stufe wie Christus.

Die Missionare übten somit bereits in den 1930er Jahren Kritik am europäischen Überlegenheitsgehabe; ich würde dies als eine frühe Form der »kulturellen Dekolonisierung« bezeichnen. Dies hatte Folgen: Nachdem die Missionare sich zuvor dagegen gesträubt hatten, chinesischen Christ:innen Führungspositionen in ihren Gemeinden einzuräumen, änderte sich diese Haltung nun.

Teilweise wurde diese Entkolonialisierung durch die allgemeinen politischen und sozialen Zwänge der 1920er Jahre vorangetrieben. Im Jahrzehnt nach dem Ersten Weltkrieg geriet die Berliner Missionsgesellschaft in finanzielle Schwierigkeiten, und die Indigenisierung ihrer Arbeit war eine Möglichkeit, die Kosten zu senken.

Aber auch der Vorwurf, Missionsarbeit sei imperialistisch, führte zu Veränderungen. Man denke nur an einen chinesischen Zeitungsartikel von 1926. Darin wurden die einheimischen Chinesen davor gewarnt, die von der Berliner Mission betriebene Klinik in Nanxiong zu besuchen: »Alle Ausländer, ob Amerikaner, Engländer, Franzosen, Deutsche oder Japaner, egal ob sie als Missionare, Lehrer oder Ärzte arbeiten, sind nichts als Jagdhunde des imperialistischen Systems ihres Vaterlandes.«

Nanxiong, eine Stadt in der chinesischen Provinz Guangdong, war zuvor ein wichtiger Handelsposten. Doch die Nähe zu den Bergen bedeutete Gefahr: Banditen überfielen die Stadt und zogen sich in die unwegsame Bergwelt zurück. Die chinesischen Christ:innen, die in diesem Gebiet lebten, waren arm; im Gegensatz zu ihren Landsleuten an der Küste. In den 1920er und 1930er Jahren, als sich die Konflikte zwischen den verschiedenen politischen Gruppen – chinesische Nationalisten, Kommunisten und lokale Kriegsherren – verschärften und sich somit die politische Situation veränderte, beschloss die Berliner Mission, eine Klinik zu eröffnen. Sie sollte die Menschen in diesem Gebiet versorgen, das kaum Zugang zur westlichen Medizin hatte. Der Arzt

Chinesische Pastoren – drei von ihnen wurden erst im Januar 1950 ordiniert – stehen jetzt in leitender und verantwortlicher Stellung in der Arbeit der Berliner Mission in der Canton-Provinz. (Süddchina).

Links oben: Schwester Käthe Schöninger mit Patient:innen vor dem Missionshospital Nanxiong.

Rechts unten: Ling Deyuan mit seiner Familie. Er war der erste chinesische Pastor, der eine Gemeinde unabhängig von der deutschen Missionskontrolle leiten durfte.

Fritz Glöckler wurde mit der Leitung beauftragt. Ihm zur Seite standen eine Missionsschwester, Käthe Schöniger, und vier chinesische Assistenten, die von der Missionsgesellschaft ausgebildet und unterstützt wurden.

In seiner Blütezeit kamen Hunderte aus der Umgebung ins Krankenhaus, meist wegen Haut- und Augenkrankheiten. Die häufigsten Fälle, die in der Klinik behandelt wurden, waren Haut- und Augenkrankheiten. Oft gab es aber auch schwerere Erkrankungen. So wurde die Gegend 1927 von einer Cholera-Epidemie heimgesucht. Vier Jahre später jedoch sah sich die Berliner Mission gezwungen, die Klinik zu schließen, und zwar nicht wegen mangelnder Nachfrage, sondern weil die politische Lage in China so instabil war, dass die Arbeit nicht aufrechterhalten werden konnte.

Inwiefern trägt das kurze Bestehen der Klinik zu unseren Narrativen der Dekolonisierung bei – oder stellt sie in Frage? Zum einen zeigt das Geschehen, dass es bis heute schwierig ist, die Vorgänge in China objektiv zu bewerten. Zudem war China im Großen und Ganzen nie denselben Kräften der Kolonisierung ausgesetzt wie andere Teile der Welt. Viele Menschen in Europa waren auch damals schon von der chinesischen Kultur fasziniert, und die Denker der Aufklärung hatten China oft als eine überlegene Zivilisation dargestellt.

Die Geschichte der Berliner Mission zeigt auch, dass die Verhältnisse oft in ihren lokalen Kontext eingeordnet werden müssen. Es wäre zu simpel, alle Missionare als »Kulturimperialisten« abzutun. Sicherlich gab es viele christliche Missionare, die die chinesische Kultur ablehnten. Und es gab jene, die sich weigerten, die Kontrolle an chinesische Christ:innen abzugeben, da sie sie für geistlich »unreif« hielten und sie nicht in der Lage sahen, eine Gemeinde selbst zu leiten. So vertrat 1926 beispielsweise ein Missionar die Ansicht, dass Deutsche grundsätzlich den chinesischen Pastoren überlegen seien. Er erhob Einspruch, als die Missionsgesellschaft dem chinesischen Pastor Ling Deyuan erlaubte, eine der Missionsgemeinden selbst zu leiten.

Aber es gab eben auch Missionare, die in ständigem Dialog mit der chinesischen Kultur und den lokalen Institutionen standen. Sie nahmen die chinesischen Christinnen und Christen ernst und respektierten ihre Ideen. Missionar Richard Wilhelm zum Beispiel übersetzte die chinesischen Klassiker ins Deutsche und forderte Mitte der 1920er Jahre eine kulturelle Synthese zwischen China und dem Westen, eine Verschmelzung der »zwei Geisteswissenschaften«.

Betont werden muss auch, dass es unter den Missionaren in dieser Zeit einen Konflikt zwischen zwei politischen Lagern gab: Die eine Seite unterstützte Hitler und die Machtergreifung der Nationalsozialisten; die andere Seite stand den Nationalsozialisten kritisch gegenüber. Die Missionare waren eben Kinder ihrer Zeit.

Der politische Prozess der Entkolonialisierung, der sich nach der Machtübernahme durch die Kommunistische Partei Chinas im Jahr 1949 beschleunigte, hatte im Übrigen verheerende Auswirkungen auf das Christentum in der Region. Viele chinesische Christ:innen wurden in den Untergrund gezwungen oder mussten sich von ihrem Glauben lossagen. Eines der bewegendsten Dokumente, das ich in den Archiven fand, war der Brief verzweifelter chinesischer Christen aus den 1950er Jahren, in dem sie den Berliner Missionsdirektor um Hilfe baten.

In den Archiven der Berliner Mission finden sich also viele komplizierte menschliche Geschichten. Während es Missionare gab, die aufgrund ihres Glaubens an die europäische Überlegenheit nicht in der Lage waren, mit den Menschen in China wirklich in Kontakt zu treten, gab es ebenso viele aufrichtige Versuche von deutscher Seite, echte menschliche Beziehungen aufzubauen und sich ernsthaft in die chinesische Gesellschaft vor Ort einzubringen. Der Prozess der kulturellen Entkolonialisierung hat meiner Meinung nach also zwei Seiten. Wir sollten weiterhin das Gehabe eines europäischen Überlegenheitsgefühls aufdecken und kritisieren. Aber wir sollten auch nach unerwarteten Geschichten der Dekolonisierung innerhalb Europas und unter europäischen Akteuren suchen. Denn es ist wichtig zu verstehen, wie die Europäer selbst selbstkritische Argumente in Bezug auf die europäische Macht aufgegriffen und gefördert haben. /

Albert Wu

wuchs in Hsinchu, Taiwan, auf und ist außerordentlicher Professor für Geschichte an der American University of Paris. In seinem ersten Buch, »From Christ to Confucius«, untersuchte er die chinesisch-europäischen Begegnungen durch die Brille der Missionare. Zusammen mit der Juristin Michelle Kuo schreibt er einen wöchentlichen Newsletter: ampleroad.substack.com.

Kinder ihrer ZEIT

Erfahrungen aus einem Workshop

Waren die Missionare rassistisch? Im Museum des Berliner Missionswerkes ist ein Buch ausgestellt, Titel: »Kann man ein chinesisches Kind liebhaben?« Allein dieser Titel verrät viel über die Zeit, in der sich die frühen Missionare bewegten. Ob sie diesem Geist der Zeit entfliehen konnten? Diesenn Fragen widmete sich ein Workshop zur Rassismus-Diskussion in Gesellschaft und Kirche, veranstaltet vom Berliner Missionswerk, dem Ev.-luth. Missionswerk in Niedersachsen und der Fachhochschule für Interkulturelle Theologie Hermannsburg.

TEXT: LUPING HUANG

Den oben genannten Fragen widmete sich ein Workshop zur Rassismus-Diskussion in Gesellschaft und Kirche, veranstaltet vom Berliner Missionswerk, dem Ev.-luth. Missionswerk in Niedersachsen und der Fachhochschule für Interkulturelle Theologie Hermannsburg.

In seinem einleitenden Vortrag klärte Prof. Dr. Moritz Fischer zunächst Grundbegriffe wie »Rassismus« und »Kolonialismus«, einschließlich der Geschichte der Entstehung des rassistischen Gedankens. Schockierend: wie sich die Bilder von Menschen aus fremden Völkern im Laufe der Zeit in Europa gewandelt haben. Während Albrecht Dürer im 16. Jahrhundert den Kopf eines Afrikaners sehr würdevoll aufs Papier brachte, wurden Darstellungen dunkelhäutiger Menschen im 19. Jahrhundert häufig benutzt, um sich von fremden Völkern abzugrenzen.

Was dachten die Missionare damals?

Wie dachten die Missionare damals? Pfarrer Dr. Martin Frank vom Berliner Missionswerk berichtet von Missionaren in Afrika. Nationalstolz und Überlegenheitsgefühl schwingen zwischen den Zeilen ihrer Berichte mit; eine Abwertung der Kulturen im Missionsfeld ist deutlich herauszulesen. Einige Missionare waren mit der kolonialen Macht tief verwoben und waren nicht nur missionarisch unterwegs. Gut zu erkennen, dass die Missionare Kinder ihrer Zeit waren. Aber es ist auch zu sehen, dass es Menschen gab, die sich schon in damaliger Zeit gegen die rassistischen Gedanken wehrten. Es gab einige Missionare, die sich bewusst von der kolonialen

Macht distanzierten. Gerade sie haben besonderes Ansehen bei den Menschen in den Missionsfeldern genossen. Was führte damals, was führt bis heute dazu, dass sich Menschen einer bestimmten Gruppe einer anderen Gruppe überlegen fühlen? Wie kann ich als Christin wach sein und bleiben, um mich gegen solche tiefsitzenden Strukturen, Gewohnheiten und Gedanken zu wehren?

Judy Ndaka hat im Workshop mit ihrer persönlichen Geschichte viele wichtige Impulse gegeben. Fast alle Menschen seien von Alltagsrassismus betroffen, sowohl auf positive als auch auf negative Weise. Allein die Frage, ob man »Woher kommen Sie?« fragen darf, löste Diskussionen aus. Einige Menschen versuchen neutral und nicht rassistisch, zu sein, indem sie keine Farbunterschiede sehen. Aber in der »Farbenblindheit« lauert für Judy Ndaka auch die Gefahr, Diskriminierung zu ignorieren. Es helfe viel mehr, Unsicherheit beim Umgang miteinander zu thematisieren, und die Probleme konkret zu benennen. Deswegen sollte »Black lives matter« nicht von »All lives matter« überdeckt werden.

In der »Farbenblindheit« lauert Gefahr

Zu Beginn des Workshops hatte ich den Eindruck, dass Erzählungen über Rassismus vorwiegend aus einem europäisch-amerikanisch zentrierten Kontext stammen, sie schienen mir oft schwarz-weiß dualistisch zu sein. Die Welt ist aber diverser als schwarz und weiß. Aus Ostasien stammend, konnte ich mich nicht leicht in solchen Erzählungen wiederfinden – auch wenn ich weiß, dass mit »People of Color« nicht nur dunkelhäutige Geschwister gemeint sind. Sondern alle Menschen, die sich diskriminiert fühlen. Ich war mir nicht sicher, ob diese Art von Antirassismus zielführend ist, weil das Nennen der Hautfarben der Logik des Rassismus folgen würde. Durch die Impulse von Judy Ndaka und durch die anschließende Diskussion bin ich auf die Gefahr meiner eigenen »Farbenblindheit« aufmerksam geworden. Und fühle mich persönlich aufgefordert, mich mehr mit Menschen mit Diskriminierungserfahrungen zu solidarisieren. Für einen optimistischen Blick in die Zukunft haben die Teilnehmenden des Workshops ihre positiven Erfahrungen bei interkulturellen Begegnungen miteinander geteilt. Die Erfahrungen waren sehr ermutigend, wenn auch nicht für alle. Ein Teilnehmer hat offen geäußert, dass es ihm auf Anhieb schwerfiel, positive Erfahrungen zu finden. Es scheint mir, dass der Weg noch sehr lang sein wird.

Der Workshop fand in einem akademischen Kontext statt, mit ausgewiesenen Expertinnen und Experten. Trotzdem habe ich keine vorgefertigte Antwort bekommen – und das ist gut so! Ich nehme viele Fragen mit, mit denen ich mich weiter beschäftigen kann und will. Es war sehr bereichernd, mit den Geschwistern unterschiedlicher Herkunft ins Gespräch zu kommen. Als Gemeindepfarrerin hoffe ich von Herzen, das diese Vielfalt auch in einer Gemeinde widergespiegelt werden kann und solche Veranstaltungen auch die Kirchengemeinden erreichen.

Luping Huang

stammt aus Guangzhou in China. Ihr Vorname bedeutet übersetzt »Frieden auf der Reise«. In Deutschland begann ihre Reise 2004, als sie ihren Mann hierher begleitete. Nun ist sie Pfarrerin und ihr Weg führte sie nach Teltow, in die Ev. Kirchengemeinde St. Andreas.

Stichwort ABERGLAUBE

Die Ausstellung des Berliner Missionswerkes – neu betrachtet

In einer Vitrine steht ein kleines geflochtenes Körbchen. Darin und davor liegen geschnitzte und verzierte Tierknochen und Muscheln. Daneben liegt ein handgeschriebener Zettel, auf dem steht: »Zauberwürfel werden auf die Erde geworfen. Die Lage beim Aufkommen ist entscheidend für die Weissagung des Zauberers«. Diese »Zauberwürfel« gehören zu der Ausstellung »So fern und doch so nah« im Berliner Missionswerk.

TEXT: MARTIN FRANK UND MEIKE WAECHTER

Wer den kleinen Ausstellungsraum besucht, dem fallen gleich die Vitrinen auf der linken Seite ins Auge. Sie gehören zum »Missions-ABC«. Die ausgestellten Objekte und Bilder stammen aus dem Archiv des Missionswerkes. Darunter sind Gegenstände, die Missionare aus ihren Missionsgebieten mitbrachten; Bücher, Schriften, Bilder und andere Dokumente. Auf einer Tafel heißt es: »Das ABC schafft kurze Ein- und Ausblicke auf unterschiedliche Aspekte der Missionsarbeit.« Das ABC beginnt mit A wie Aberglaube und endet bei Z wie Zimbabwe.

Am Anfang war der Aberglaube? Ist »Aberglaube« nicht ein Wort aus vergangenen Zeiten, mit dem sich Christen von Menschen, die einen anderen Glauben hatten, zu unterscheiden suchten? Wurde der traditionelle Glaube der Fremden vielleicht deshalb von Missionaren als »Aberglaube« bezeichnet, weil er unheimlich war, nicht verstanden wurde und deshalb herabgesetzt werden musste? Wenn wir heute von »Aberglaube« sprechen, kommen uns eher schwarze Katzen in den Sinn. Oder Freitag der Dreizehnte.

Das Objekt, das unter dem Stichwort A wie Aberglaube ausgestellt wird, sind die schon erwähnten »Zauberwürfel«. Im dazugehörenden Text lernen die BesucherInnen, dass »ein wesentliches Hindernis für die Verbreitung christlicher Botschaften der Aberglaube der einheimischen Bewohner (ist)«.

Aus der Formulierung spricht die Sichtweise der Missionare des 19. Jahrhunderts. Sie stießen nach unserem heutigen Verständnis auf andere Weltsichten und eine Vielzahl traditioneller Glaubenssysteme, die ihnen unbekannt waren. Häufig wiedersprachen sie ihrer eigenen Weltsicht und ihrer christlichen Botschaft. Natürlich gab es unterschiedliche Möglichkeiten, die einheimische Kultur wahrzunehmen und auf sie zu reagieren. Doch oftmals betrachteten damalige Missionare das Christentum und ihre europäische-abendländische Kultur als höherwertig und den afrikanischen Religionen, die sie nur als »Aberglaube« oder als »gottlos« wahrnehmen, überlegen.

Einige Missionsgesellschaften brachten gar Kultgegenstände afrikanischer Religionen nach Europa und stellten sie wie Siegesbeute oder Trophäen aus, um die Überlegenheit des Christentums über die einheimischen Kulte zu demonstrieren. Andere Missionare suchten zwar in den afrikanischen Religionen nach Anknüpfungspunkten für die Verkündigung des Evangeliums. Vielfach bemühten sie sich, Traditionen aufrechtzuerhalten, die zum christlichen Glauben passten. Doch auch für sie blieb die eigene, christliche Religion der Maßstab, an dem die jeweilige andere Kultur zu messen war.

Der Ghanaer Kwame Bediako, einer der bekanntesten afrikanischen Theologen der Gegenwart, hat das Problem, die christliche Botschaft in Afrika zu verbreiten, auf den Punkt gebracht: »Gott war schon immer in Afrika. Das Problem ist, wer Jesus Christus ist.« Wir fragen uns: War es aus heutiger Sicht nicht eine ungeheure Arroganz, zu behaupten, die Missionare hätten Gott nach Afrika gebracht?

Bleiben wir noch einmal bei der Vitrine mit den Zauberwürfeln. Für die Missionare waren diese Knochen, aus denen Botschaften abgelesen wurden, Kultgegenstände eines ihnen fremden sogenannten Aberglaubens. Und doch kennen auch wir aus unserer christlichen Tradition ganz ähnliche Bräuche aus der damaligen Zeit. Die Herrnhuter Brüdergemeine benutzte häufig ein Losverfahren, um Entscheidungen zu treffen. Dabei beriefen sie sich auf Martin Luther: »Mich dünkt, losen sei an ihm selbst ein recht Glaubenswerk und möge wohl durch Fürwitz und eigene Lust missbraucht werden wie des Schwertes und des Eides, aber das ist nicht des Werks, sondern der Person schuld, wie gesagt ist.« Das Los diente als Regulativ, um falsche Entschlüsse, die durch Einbildung und Vorurteile bestimmt waren, zu verhindern. Es wurde in der Brüdergemeine als Charisma der Gemeinde verstanden und bei Ämterbesetzungen oder Berufungen angewendet. So wurde auch das Ziel der Missionstätigkeit ausgelost. Wer in die Südsee, Grönland oder Ostafrika ausreiste, entschied das Los.

Noch befremdlicher erscheint uns, dass auch die Ehefrauen für Missionare in Übersee ausgelost wurden. Die Befragten konnten jedoch das Los im Zweifelsfall ablehnen. Zinzendorf rechtfertigte das Losverfahren bei Ehepaaren so: »Deswegen losen wir doch nicht die Leute zusammen, sondern denken sie aufs allersolideste zusammen.« Im Los war der Wille Gottes zu erkennen. Von »Aberglaube« sprachen sie nicht.

Die »Zauberwürfel« und andere Objekte der Ausstellung werfen die Frage auf, wie wir sie heute angemessen darstellen können. Heute sind wir im Berliner Missionswerk von der Religions- und Glaubensfreiheit aller Menschen überzeugt und fühlen uns dem Respekt gegenüber anderen Religionen und Kulturen verpflichtet. Die Bezeichnung »Aberglaube« erscheint uns heute abwertend. Für uns, die wir versuchen, die Texte des Missionsalphabets an unser heutiges Verständnis anzupassen, bleibt die Frage: Welchen Text können wir in einer Ausstellung heute neben ein Körbchen mit »Zauberwürfeln« schreiben? Wie gehen wir mit den vielen anderen aus unserer Sicht fragwürdigen (im besten Sinne des Wortes) Texten und Bildern um? Ja, wie arbeiten wir unsere eigene Vergangenheit auf, in der auch Berliner Missionare Teilhaber des Kolonialismus waren?

Ziel des Museums sollte sein, dass die Besucherinnen und Besucher erkennen, dass und wie die damalige Weltsicht Teil der damaligen (Kolonial-)Zeit war. Es sollte aber auch erkennbar werden, dass wir das damalige Überlegenheitsgefühl der Missionare nicht mehr teilen. Wir wollen sowohl den Objekten als auch den Menschen, für die diese Objekte damals eine Bedeutung hatten, mit Respekt begegnen. Wir wissen, dass dies eine Gradwanderung ist. Und wir können uns gut vorstellen, dass unsere jetzt neuformulierten Texte bald wieder überarbeitet werden müssen. /

Dr. Martin Frank und Meike Waechter

wollen die Ausstellung neu gestalten, um den Besucher:innen den modernen Missionsbegriff zu vermitteln, für den das Berliner Missionswerk heute steht. Martin Frank ist als Afrika-Referent für Äthiopien, Tansania und das südliche Afrika zuständig; Meike Waechter leitet den Gemeindedienst des Berliner Missionswerkes.

ÄTHIOPIEN

Tödliche Sturzflut

Viele Tote und eine noch größere Zahl Vermisster und Verletzter: Eine Sturzflut traf im August Addis Abeba. Auslöser waren sintflutartige Regenfälle. Getroffen wurde auch das **Seminargebäude der Mekane Yesus Kirche,** langjähriger Partnerin des Berliner Missionswerkes. Unter den Opfern ist der kleine Sohn von **Amara Teklu,** des Leiters der Musikschule auf dem Gelände des Seminars. Jene, die ihr Leben retten konnten, haben ihr Hab und Gut verloren; Kleidung, Haus, persönliche Papiere. Hilfe tut Not!

Die Partner der Mekane Yesus Kirche bitten um unsere Gebete und unsere Unterstützung in der schwierigen Lage.

Bitte helfen Sie den Opfern der Flut!

Unser Spendenkonto:

Berliner Missionswerk
Evangelische Bank
BIC GENODEF1EK1
IBAN DE86 5206 0410 0003 9000 88
Kennwort: Flutopfer Äthiopien

SICHERHEIT

Jeder ist betroffen

»Jede und jeder Mensch ist betroffen, wenn Religion zur Zielscheibe wird. Deshalb stehen wir zusammen über die Konfessionen und Religionen hinweg«, betont **Dr. Patrick Roger Schnabel,** Menschenrechtsbeauftragter der EKBO. Der European Jewish Congress, die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK), die muslimischen Organisation TELL MAMA und die European Buddhist Federation fördern in interreligiöser Zusammenarbeit mit ihrem Programm **»Safer and Stronger Communities in Europe«** die Reaktionsfähigkeit von Glaubensgemeinschaften gegenüber Bedrohungen. Die diesjährige Summer School on Human Rights, die Dr. Schnabel federführend für die KEK mit vorbereitet hatte, nahm dieses Thema auf. »Der interreligiöse Aspekt ist uns bei diesem Thema besonders wichtig. Wir müssen deutlich machen, dass der Angriff auf die Religionsfreiheit und die religiösen Orte und Symbole eines Menschen einen Angriff auf Religion überhaupt darstellt. Einen Einblick in die Situation von Berliner Glaubensgemeinschaften gibt das Video »Heilig und schützenswert – ein Spaziergang durch Berlin«

Hier finden Sie das Video
→ *youtu.be/5efMFO8c5AU*

Mehr unter
→ *ceceurope.org*

NACHHALTIG

»Faire Gemeinde« in der Praxis

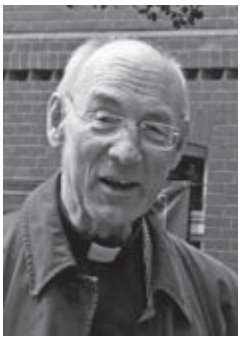
Faire Gemeinde

»Auf dem Weg zur sozial-ökologischen Transformation« heißt eine neue Publikation der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Unter den »Geschichten des Gelingens aus Kirche und Diakonie zu den Zielen für eine nachhaltige Entwicklung« ist auch ein Beitrag unseres Kollegen **Dr. Patrick Roger Schnabel** über das **Ökumenische Siegel »Faire Gemeinde«**. Insgesamt schildern über **30 Initiativen und Projekte** aus den Praxisfeldern der kirchlichen Arbeit ihre Erfahrungen, was bei der Umsetzung motiviert hat, aber auch welche Stolpersteine es dabei gab.

Zum Herunterladen:
→ *bit.ly/3kD087M*

TRAUER

Abschied von Christoph Foerster



Am 5. August ist Pfarrer i.R. **Christoph Foerster** verstorben. Er wurde 80 Jahre alt. Seine Liebe zu Ostasien hatte 1977 eine Reise nach Südkorea, Japan und Hongkong geweckt; für die Region engagierte er sich danach lange Jahre als Vorstandsmitglied der **Deutschen Ostasienmission (DOAM).** Bis 2015 gehörte er außerdem – als Delegierter der DOAM – dem Missionsrat des Berliner Missionswerkes an. »Dass Ostasien immer ein wichtiges Arbeitsfeld im Missionswerk blieb, verdanken wir nicht zuletzt Christoph Foerster«, so **Direktor Christof Theilemann.**

ITHEMBA LABANTU

Hier haben Sie geholfen!

Ihre Spende schenkt Sicherheit

»Es war ein Schock: ein Überfall direkt vor dem Tor unseres Zentrums!«, schrieb uns Pfarrer **Otto Kohlstock** im Juni aus dem **Diakoniezentrum iThemba Labantu** in Südafrika, noch unter dem Eindruck des Geschehens. Er selbst war mit dem Schrecken davon gekommen, nun galt seine Sorge den Mitarbeitenden: »Das Allerwichtigste ist jetzt, zu garantieren, dass sie sicher und lebend auf unser Gelände kommen.« In seinem neuesten Rundbrief schreibt er nun, was sich getan hat: »Mit **Unterstützung durch das Berliner Missionswerk** haben wir begonnen, Sicherheitsvorkehrungen zu treffen: Unser großes Eingangstor wurde motorisiert, so dass es sich jetzt von denen, die mit dem Auto kommen, schnell öffnen lässt und dadurch der kritische Moment des Wartens, in dem man schnell Opfer eines Überfalls werden kann, vermieden werden kann.«

Danke, dass Sie uns dabei helfen, in iThemba Labantu den Ärmsten zu helfen!

KODEX

Für Verantwortung und Transparenz

Im »Verhaltenskodex für Transparenz und gegen Korruption« wurden die ethischen Grundsätze, nach denen das Berliner Missionswerk Partnerschaft gestaltet und finanzielle Förderungen vornimmt, erstmals schriftlich fixiert. »Wir sind den Geberinnen und Gebern gegenüber in der Verantwortung: Sie müssen sich darauf verlassen können, dass wir transparent, offen und wahrhaftig handeln. Und dass ihre Gabe so verwendet wird, wie von ihnen bestimmt«, betont Direktor **Dr. Christof Theilemann.** Der »Verhaltenskodex für Transparenz und gegen Korruption« wurde vom Missionsrat des Berliner Missionswerkes verabschiedet.

In den vergangenen Jahren bereits hatte das Berliner Missionswerk ein Verfahren etabliert, das Planung, Monitoring und Evaluierung von Fördermaßnahmen (PME) regelt. Dies erhöht die Transparenz finanzieller Förderungen und verbessert die Zusammenarbeit mit den Partnern. »Der Verhaltenskodex dient ebenso wie das PME-Verfahren der Organisation und der Absicherung unseres Werkes selbst. Mit beiden Papieren zeigt das Berliner Missionswerk seine besondere Verantwortung für ein **ethisch und sozial vorbildhaftes Verhalten.**« So ist es in der Präambel des Kodex-Papiers zu lesen. Diese Handlungsorientierung wird auch den Partnern nahegelegt, jedoch ohne deren Ratifizierung verbindlich einzufordern. Im Wortlaut: »Das Berliner Missionswerk macht seinen Partnern diesen Kodex mit dem notwendigen Respekt und der Achtung für ihre Traditionen, Kultur und Existenzbedingungen bekannt.«

Das Papier im Wortlaut (PDF):
→ bit.ly/3mJONFF

ÄTHIOPIEN

Freude und Erleichterung

Freude und Erleichterung am **Gidada Theological College** in Dembi Dollo, Äthiopien: 33 Student:innen feierten den erfolgreichen Abschluss ihres Studiums. Üblicherweise tragen die Heimatgemeinden der angehenden Theolog:innen einen großen Teil der Studiengebühren. Aber Armut und Unruhen setzen den Kirchengemeinden zu; viele konnten diese Unterstützung nicht mehr aufbringen. Das Berliner Missionswerk sprang mit einem **Stipendienfonds** ein. So konnten **18 junge Menschen** die Studiengebühren aufbringen und doch noch ihren Abschluss machen. In einer Zeit, in der die Gewalt in Teile des Landes zurückgekehrt ist, sind solche Hoffnungszeichen umso wichtiger für die Menschen Äthiopiens. »Ich möchte mich beim Berliner Missionswerk bedanken« schreibt uns Direktor **Gemechu Beyene,** »für die Unterstützung unserer Ausbildung – sie wird Früchte tragen!«.

Wir geben den Dank gerne weiter – an viele Spenderinnen und Spender, die diese Hilfe möglich machten!

Hier haben Sie geholfen!

ERINNERUNG

Zum 80. Jahrestag des Überfalls auf die Sowjetunion

Mit einer Sonderausgabe des »Wolga-Journals« erinnerte das Berliner Missionswerk an den 80. Jahrestag des Einmarsches der deutschen Wehrmacht in die UdSSR am 22. Juni 1941. Mit dem Überfall begann auch die **Vertreibung der Wolga-Deutschen** aus ihrer autonomen Republik nach Sibirien. Die Broschüre versammelt Beiträge von Menschen, die mit Russland – insbesondere mit den dortigen evangelischen ChristInnen – verbunden sind. »Deren Geschichten sind eher leise, aber umso mehr gegenwärtig. Mit der Edition derselben wollen wir das Gespräch in den Gemeinden anregen, um sich im Zutrauen zueinander über die persönlichen Erlebnisse und die eigenen Mühen zum Frieden auszutauschen«, so der Berliner Bischof **Dr. Christian Stäblein** und Bischof **Tobias Bilz** von der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens in ihrem gemeinsamen Grußwort. »Erinnern, Gedenken, Begegnen. 80. Jahrestag des Einmarsches der deutschen Wehrmacht in die UdSSR am 22. Juni 1941«

Zum Herunterladen:

→ *bit.ly/2XXSRb6*

JERUSALEMSVEREIN

Trauer um Dr. Christoph Rhein

Das Berliner Missionswerk trauert um **Dr. Christoph Rhein,** den früheren Vorsitzenden des Jerusalemsvereins (JV), der am 14. Juli in Berlin verstarb. Er wurde 93 Jahre alt. Dr. Rhein leitete den JV von 1982 bis 1988 und von 1995 bis 1998. Als Sohn des früheren evangelischen Propstes verlebte Rhein mehrere Jahre seiner Kindheit in Jerusalem. Dies schuf eine tiefe Verbundenheit mit dem Heiligen Land. Dr. Christoph Rhein war nicht nur dem Jerusalemsverein, sondern auch dem **Berliner Missionswerk** sehr verbunden und war zeitweise Vorsitzender der Missionskonferenz, die es von 1972 bis 1998 gab.

VIELFALT

Was sind weiße Privilegien?

Was sind weiße Privilegien? Mit etwa 60 Teilnehmer:innen diesseits und jenseits des Ozeans kam Rev. **Traci Blackmon,** stellvertretende Präsidentin der United Church of Christ (Penn Central Conference), darüber ins Gespräch. Zum Beispiel, dass sich eine weiße Person keine Gedanken um ihre Hautfarbe mache(n muss), oder dass es nur sehr wenige Kinderbücher und Spielsachen im normalen Handel gibt, die die Vielfalt der Hautfarben und die damit verbundene Lebenswirklichkeit abbilden. Die Aufgabe von Kirche, so Blackmon, kann sein, sich gemeinsam für Frieden und Gerechtigkeit einzusetzen, die nur Wirklichkeit werden können, wenn Diskriminierung und Benachteiligung überwunden sind. »Schau hin und sieh, wer dein Nachbar ist, ob du für sie oder für ihn etwas tun kannst – mit den Privilegien, die du hast.«

Wer mehr wissen will: Das von Traci Blackmon mit verfasste Curriculum kann (nach Registrierung) heruntergeladen werden.

→ uccresources.com/products/white-privilege-lets-talk-a-resource-for-transformational-dialogue-pdf-download

BESUCH

Prager Kirchenleitung in Berlin

Die Leitung der **Böhmischen Brüder** aus Prag bei ihren Partnern in Berlin: »Dass nach langer Zeit der Abstinenz nun ein erstes Mal wieder eine Begegnung in Realpräsenz stattfinden konnte – wie befreiend hört sich da das gemeinsame Singen und Lachen an!«, freute sich **Dr. Justus Werdin,** Osteuropa-Referent im Berliner Missionswerk. Seit über fünfzig Jahren wird diese Kirchenpartnerschaft mit besonderer Sorgfalt gepflegt. So ist der Austausch lebendig geblieben – auch im Hinblick auf die Herausforderungen, vor der beide Kirchen in absehbarer Zukunft stehen werden: Wie soll die missionarische und diakonische Gestalt der Kirche aussehen? Wir können kirchliche Strukturen möglichst zielgenau dem Wandel angepasst werden? Bischof **Dr. Christian Stäblein** (2. von re.)und die Kirchenleitung der EKBO empfangen die Böhmischen Brüder im Berlin: Synodalsenior **Daniel Ženatý** (re.) und sein designierter Nachfolger **Pavel Pokorný** (3. von re.)

FREIWILLIGENJAHR

Der größte Umbruch kam vor der Ausreise

»Ich hatte keine genaue Vorstellung, wie das Jahr ablaufen würde – eher im Gegenteil«, schreibt **Mathilde** im Vorwort **der neuen Freiwilligenzeitung.** »Ich war bereit, mich auf alles einzustellen, hatte mit Überraschungen gerechnet und mich in gewisser Weise auf das Ungewisse gefreut … nun ja, ich glaube niemand hätte sich vorstellen können, dass der größte Umbruch noch vor unserer Ausreise erfolgen würde«. Was die Freiwilligen, die trotz Corona in ihre Einsatzländer entsandt werden konnten, in diesem besonderen Jahr erlebten, lässt sich jetzt in der neuen Freiwilligenzeitung nachlesen. Geschrieben und gestaltet von den Freiwilligen selbst.

Die Zeitung zum Herunterladen und Infos zum Freiwilligenjahr 2022/23::

→ berliner-missionswerk.de/freiwilligenprogramm

NACH der Pandemie

Wohin gehen die Kirchen in den USA und in Deutschland?

Cameron Trimble leitet »Convergence«, das »Center for Progressive Church Renewal« in den USA. Im Februar, mitten in der Pandemie, hielt sie den Impulsvortrag beim gemeinsamen Online-Kolloquium der Penn Central Conference der United Church of Christ (USA) und des UCC-Beirats der EKBO beim Berliner Missionswerk: »Where Do We Go From here? The Church in Germany and the USA after the Time of Pandemic«

TEXT: FRANK SCHÜRER-BEHRMANN

In ihrer Freizeit ist Cameron Trimble Pilotin. Das sorgte zumindest bei einem Teilnehmer angesichts der vermuteten CO2-Belastung für Verwunderung. PilotInnen sind es aber gewohnt, die Welt aus der Vogelperspektive und damit »das große Bild« zu sehen. So konnte Trimble in ihrer Präsentation dazu einladen, auch die Veränderungen in der Weltgesellschaft und der religiösen Landschaft in einer weiten Perspektive wahrzunehmen.

Was dann in den Blick kam, war fast atemberaubend. Trimble zeichnete mit großen Pinselstrichen optimistisch und mutig das Bild einer Welt, die sich in einem großen Transformationsprozess befindet. Aktuell wird die Welt noch dominiert von Dualismus, Kapitalismus, weißer Vorherrschaft (»White Supremacy«) und dem Patriarchat. Diese bringen gegenseitige Ausgrenzung, Ausbeutung und Ungleichheit, Unterdrückung und männliche Gewalt hervor. Am Horizont wächst aber eine Welt heran, in der die dualistische durch eine kontemplative Weltsicht abgelöst wird. Sie beruht nicht länger auf dem Prinzip der Ausgrenzung, sondern ist geprägt durch Einfühlung, Einbeziehung (»Inklusion«) und Zusammenarbeit. Statt des Kapitalismus entsteht eine »Öko-Zivilisation«, deren Prinzipien Nachhaltigkeit und Gleichgewicht sind. An die Stelle

von weißer Vorherrschaft tritt eine plurale Gesellschaft, und das Patriarchat wird abgelöst vom Bewusstsein von Strukturen der gegenseitigen Abhängigkeit, das sich auch der materiellen Welt verbunden weiß.

In diesen welthistorischen Prozess ordnen sich auch die Veränderungen in den Kirchen ein. Die Corona-Pandemie ist dabei nicht ihre Ursache. Aber sie beschleunigt sie und macht sie allgemein sichtbar. Cameron Trimble sprach von der Pandemie als »The Great Unveiling« – der großen Enthüllung.

Für die Kirchen in den USA beschleunigt sich dabei zunächst der Niedergang vieler traditioneller Gestalten des Christentums. Ohnehin sterbende kleine Gemeinden werden die Pandemie nicht überstehen. Sie haben nicht die Kraft, sich auf digitale Formate umzustellen und so ihre Mitglieder zu binden, auf deren wöchentliche Spenden sie zwingend angewiesen sind. Die Tendenz zum »Church-Hopping«, zum Hin- und Herflanieren zwischen verschiedenen Gemeinden und Kirchen wird sich noch verstärken, wenn »Besuche« durch wenige Mausklicks möglich sind.

Diese dramatischen Veränderungen sind auch beängstigend. Sie bieten gleichzeitig große Chancen: Durch die neuen digitalen Formate wird die Möglichkeit der Beteiligung jüngerer Menschen gestärkt. Neue Mitarbeitendenstrukturen und neue Finanzierungsmodelle können entstehen. Dabei werden noch mehr Menschen außerhalb von festen Strukturen in der persönlichen Seelsorge und der pastoralen Beratung tätig sein. Gleichzeitig kann es zu neuen Formen der Zusammenarbeit zwischen den bisherigen Konfessionen und Strömungen des Christentums kommen. Vor allem ergibt sich ein Freiraum, in dem neue Liturgien, Gebete und Lieder entstehen, die den großen gesellschaftlichen Transformationsprozess begleiten. Und Energien werden frei, um sich im lokalen Gemeinwesen zu engagieren und es zu verwandeln – oder sich auch in Bewegungen zu engagieren, die zu Veränderungen im Großen beitragen.

Der Vortrag von Cameron Trimble hinterließ bei den etwa 40 Teilnehmenden des Online-Kolloquiums einen starken Eindruck. In manchem erinnerte ihre Vision an die Naherwartung des Neuen Testaments: Siehe, das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen!

Andererseits standen viele US-Teilnehmenden noch unter den Eindrücken der Ereignisse des 6. Januar in den USA, als ein wütender Mob das Kapitol stürmte und versuchte, die Uhr der Geschichte in Richtung weißer Vorherrschaft und Patriarchat zurückzustellen. Und ob die Kirchen wirklich die Kraft haben, die nötige Transformation zu vollziehen? Sind wir nicht selbst mit unseren Strukturen und auch mit unserer traditionellen Theologie Teil des Systems von Dualismus und Patriarchat?

Auf diese Fragen gab Cameron Trimble keine eindeutige Antwort. Sie lud aber die Teilnehmenden dazu ein, sich jeweils an ihren Orten an den Transformationsprozessen zu beteiligen.

Wer will, dass die Welt bleibt, wie sie ist, will nicht, dass sie bleibt – dasselbe gilt wohl auch für unsere Kirchen. Vielleicht sind es die zugespitzten gesellschaftlichen Konflikte in den USA, die auch zu klarer Sprache führen. Jedenfalls hört man in der deutschen Kirchenlandschaft selten so mutige Worte. /

Bücher von Cameron Trimble

LIBERATING HOPE! DARING TO RENEW THE MAINLINE CHURCH (2011)

PILOTING CHURCH: HELPING YOUR CONGREGATION TAKE FLIGHT (2019)

60 DAYS OF FAITH FOR WOMEN: A DEVOTIONAL TO DEEPEN GRATITUDE, PRAISE, AND PRAYER (2020)

Mehr Informationen
→ *convergenceus.org*

Die Penn Central Conference und der UCC-Beirat des Berliner Missionswerkes bleiben regelmäßig im Gespräch, auch während der Pandemie. Im Sommer 2022 soll endlich das lange geplante Pastoralkolleg zu Peace-Building in der Anabaptistischen Tradition in den USA stattfinden – live und vor Ort.

Frank Schürer-Behrmann
ist Superintendent des Kirchenkreises Oderland-Spree und leitet den UCC-Beirat des Berliner Missionswerkes. Sein besonderer Dank gilt Reinhard Menzel für die Dokumentation des Vortrags von Cameron Trimble als Grundlage dieses Beitrages.

»An physische und mentale Grenzen kommen im Himalaya. Tag der Schnee- und Schlammetappe.«

ECHTE *Erfahrungen*

Zwei Jahre mit dem Fahrrad

Im Frühjahr 2021 kam Anja Rentsch für ein Praktikum ins Berliner Missionswerk. Um das Freiwilligenprogramm zu unterstützen, um den jungen Menschen die Scheu zu nehmen, in die Welt zu gehen. So wie sie es selbst getan hat, für zwei Jahre, meist ohne festes Dach über dem Kopf, aber mit Partner und Fahrrad. Hier ist ihr Bericht.

TEXT UND FOTOS: ANJA RENTSCH

Es ist besiegelt, als wir am Morgen des 9. Mai 2018 unsere insgesamt 14 Fahrradtaschen in mehreren Gängen die Treppen aus dem 4. Stock auf die Straße tragen und hinter uns die Tür zusperren. So schnell werden wir keine feste Bleibe mehr bewohnen, ab jetzt ist ein Vier-Personen-Zelt unser Zuhause. Ob wir es zwei Jahre tagtäglich draußen aushalten werden? Mit einem Rückzugsort, mit Wänden so dünn wie Papier? Die ersten Tage auf dem voll bepackten Fahrrad sind ungewohnt. Es fühlt sich ein wenig an, als würden wir unseren gesamten Hausstand transportieren. Nicht ganz unbegründet, sind es doch pro Person um die 60 Kilogramm Gepäck, die wir zusätzlich zu unserem Körpergewicht und dem der Räder allein mit Muskelkraft bewegen. Die ersten Berge mit 13 Prozent Steigung bereiten uns Muskelkater, der Körper verlangt in immer kürzeren Abständen nach Energie in Form von Nüssen und Powerriegeln. Erste Kommentare, die uns auf den Radwegen zugerufen werden: »Ihr habt aber viel Gepäck für einen Wochenendtrip dabei!«

Es braucht eine Weile, bis sich eine tägliche Routine einstellt. Morgens aufstehen gegen 8 oder 9 Uhr, nachdem und Sonne oder Vögel uns langsam geweckt haben, dann ein üppiges Frühstück während das Zelt vom Morgentau trocknet, anschließend alles zusammenpacken und schließlich gegen 12 Uhr los radeln. Kaum zu glauben, dass wir morgens während der gesamten Reise so gut wie nie in weniger als zwei Stunden unser gesamtes Hab und Gut verstaut bekommen. Je nach Tagesziel und Aufgaben wie Einkaufen, Reparaturen und Behördengängen, folgt nun die Radelzeit bis in den Abend hinein. Am besten noch kurz vor der Dämmerung peilen wir einen vorher ungefähr auf der Karte ausgesuchten Platz für die Nacht an. Dabei müssen im Idealfall einige Parameter stimmen: versteckt und sicher, windgeschützt, Schatten am Morgen, ebener Boden ohne Insekten wie Ameisen und vielleicht sogar mit Zugang zu frischem Wasser. Es gibt Tage, da passt einfach alles – und Tage, an denen wir stundenlang weitersuchen, bis sich endlich ein geeigneter Platz findet, der zumindest grundlegende Kriterien erfüllt. Während ich dann meistens das Abendbrot mache, baut mein Partner das Zelt auf und richtet das Nachtlager darin. Nach dem Abendessen, vielleicht noch einer Flaschendusche oder Baden, sind wir erschöpft und wollen eigentlich nur noch schlafen. Doch die weitere Strecke muss geplant, Reiseführer gelesen und Instagram-Follower mit Bildern und kurzen Geschichten versorgt werden. Endlich ist das Tageswerk vollbracht und wir können ins Traumland verschwinden.

Warum mühen wir uns ab, die Welt auf einem Fahrrad zu umrunden? Weil es eine ungemeine Freiheit bedeutet, sich aus eigener Kraft an Orte bewegen zu können, wo nicht jeder Backpacker schon einmal war und nicht jedes Auto hinkommen kann. Weil der ökologische Fußabdruck äußerst klein ist, da wir kaum Ressourcen verbrauchen. Weil es ein unglaublich befriedigendes Gefühl ist, die Grenzen des eigenen Körpers zu spüren – und sehr lehrreich, den Elementen ausgesetzt zu sein. Die steilsten Anstiege bei brütender Hitze, eisiger Kälte oder Platzregen: alles ist dabei und gerinnt zur Erfahrung, sowohl körperlich als auch mental.

Obwohl es viele besonders einprägsame Ereignisse auf der Reise gab, ist mir doch ein Tag nahe der Stadt Shangri-La am Rande des Himalaya besonders hängen geblieben. Der Tag, an dem ich zuerst meine körperliche und dann beinahe auch

Im Uhrzeigersinn:
Shangri La, China.
Heiße Quellen in Georgien.
Frost in der Türkei.
»Gemeinsam stark. Die Wege sind oft steil, nicht nur in Laos.«
Graslandschaften in der Inneren Mongolei, China.
In Thailand – Coronazeit.

meine mentale Leidensgrenze überschritt. Wir starten im dichten Schneetreiben und winden uns über zugeschneite und vereiste Straßen durch die Berge, vorbei an Yaks und bunten Stupas, buddhistischen Tempeln. Es ist eisig und für eine späte Mittagspause suchen wir Schutz in einem Bergdorf, wo eine Frau uns zu sich nach Hause an den Ofen einlädt, damit wir ohne komplett einzufrieren unser Essen zu uns nehmen können. Viel Zeit haben wir jedoch nicht, denn im Zeitplan liegen wir zurück. Die Anstiege sind mühsamer als gedacht, der Belag schlechter als erwartet. Das Eis verwandelt sich in Schneematsch, der Schneematsch wird alsbald zu dickem rotem Schlamm. Mein Partner ist schon auf dem Eis ausgerutscht und gestürzt, danach fällt er noch insgesamt sechsmal vom Fahrrad; glücklicherweise passiert ihm nichts außer verschmutzter Ausrüstung. Ich komme nicht mehr vorwärts: der klebrige Matsch blockiert zwischen Schutzblech und Reifen, es ist unmöglich, weiterzufahren und selbst Schieben kann ich das voll bepackte Rad nicht mehr aus eigener Kraft. Es ist mittlerweile schon dunkel und wir haben immer noch etliche Kilometer vor uns bis zum Ziel, wo wir uns aufgrund der Kälte eine Unterkunft für die Nacht gebucht haben. Nur gemeinsam können wir mein Rad noch bewegen, das dauert und kostet wahnsinnig viel Kraft. Immer wieder versuche ich den Schlamm zu entfernen, kurze Strecken zu treten, doch dann blockiert wieder alles und ich bin wieder auf Hilfe angewiesen. Dabei hatten wir zuvor extra andere Radreisende nach dieser Strecke befragt. Keine Rede von ewigen Baustellen mit hohem Schlamm. Da müssen wir nun durch und ich versuche nach ein paar verzweifelten Tränen alle mentale und körperliche Kraft noch einmal zu bündeln, sodass wir schließlich komplett erschöpft gegen Mitternacht am Ziel ankommen. Doch so können wir nicht einchecken. Glücklicherweise liegt am Straßenrand ein

Schlauch mit fließend Wasser. Damit bereinigen wir die Fahrräder und uns vom gröbsten Dreck und dürfen, nachdem wir alle Taschen in den 1. Stock getragen haben und noch etwas auf dem Zimmer mit unserem Kocher zubereitet haben, endlich in einen langen Tiefschlaf. Am nächsten Morgen verlängern wir unseren Aufenthalt noch um eine Nacht und besorgen uns im Dorf Süßigkeiten und leckeres Obst und Gemüse, um es uns gut gehen zu lassen und die Erlebnisse zu verdauen.

Während sich im Verlauf der Reise unser Umfeld und die Eindrücke nahezu ständig verändern, bleibt eines gleich: wir sind zu zweit unterwegs. 24 Stunden, 7 Tage die Woche. Das gibt Halt und Sicherheit, birgt aber auch Konfliktpotential und ist eine Reise für sich. Die täglichen Extremsituationen zu durchleben ist eine Herausforderung, die größere zwischenmenschliche Differenzen zutage fördern kann oder im günstigen Falle zwei Menschen unglaublich zusammen wachsen lässt. Geteiltes Leid ist halbes Leid; ein voll bepacktes Fahrrad schiebt sich leichter gemeinsam den fast senkrechten Schotterweg hinauf als allein. Solche Erfahrungen verbinden und bilden ein gutes Fundament für weitere Abenteuer und Aufgaben des Lebens. /

Anja Rentsch

würde es jederzeit wieder tun, sagt sie. Den Aufbruch ins Ungewisse wagen, die Komfortzone verlassen, hin zu einem minimalistischen, einfachen Leben. Mit Sicht und Herz für ganz ursprüngliche, echte Erfahrungen.

Dania Nour

hat in diesem Frühjahr in Talitha Kumi die Deutsche internationale Abiturprüfung abgelegt. Das wäre schon eine Gratulation wert, aber die 17-Jährige startete außerdem im Juli bei den Olympischen Spielen in Tokio für Palästina. Und schwamm 50 Meter Freistil in 30.43 Sekunden, nahe an ihrem selbstgesteckten Ziel. Vorbereitet hat sie sich in Berlin, bei den Wasserfreunden Spandau und Trainer Sven Spannekrebs. In ihrer Heimat sind beide 50-Meter-Bahnen zurzeit nicht benutzbar; im letzten Jahr stand ihr deshalb nur ein 17-Meter-Becken zur Verfügung.

Jeandre Kurt Rhodes

verbrachte 2019/20 ein Jahr als Inwärts-Freiwilliger des Berliner Missionswerkes in Deutschland. Zurück in Südafrika hat er in Studium begonnen, Theologie an der North West University in Potchefstroom, in der historischen Provinz Transvaal. »Wir leben an ganz verschiedenen Orten«, hat er uns kürzlich geschrieben, »aber wir loben einen Gott und wir sind alle auf dem gleichen Weg auf die Welt gekommen. Das finde ich wunderbar«. Er vermisst Berlin, vor allem die Berliner Verkehrsbetriebe, die BVG. »Wenn ich Präsident meines Landes werden würde«, so Jeandre, »wäre das das Erste, was ich in Südafrika machen würde – eine BVG für die Menschen«.

Jens Nieper

verlässt nach neun Jahren das Nahostreferat des Berliner Missionswerkes und wird Gemeindepfarrer in Dortmund. Zur Verabschiedung im Juli kamen nicht nur Mitarbeitende und Kolleg:innen nach Berlin, sondern auch Vertreter:innen aus allen Bereichen seines Wirkens. Aus Jerusalem reiste Ibrahim Azar, Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land, Partner des Berliner Missionswerkes und der EKBO, zur Verabschiedung an. Seinen Heimaturlaub in Hessen unterbrach der Direktor Talitha Kumis, Matthias Wolf. Für den Jerusalemsverein sprachen Propst i.R. Matthias Blümel und Ulrich Seelemann, ehemaliger Konsistorialpräsident der EKBO. »Wir waren nicht nur Partner, wir sind Freunde geworden«, sagte Bischof Azar stellvertretend für viele Weggefährt:innen.

Sally Azar

will die erste Gemeindepfarrerin ihrer Kirche werden, der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und dem Heiligen Land (ELCJHL). Seit 2010 ist die Ordination von Frauen in der ELCJHL offiziell möglich, dafür absolviert die junge Theologin zurzeit ihr Vikariat in Berlin. Ihren Bachelor hat sie in Beirut gemacht, ihren Master an der Universität Göttingen und der Fachhochschule für Interkulturelle Theologie Hermannsburg. Außerdem arbeitet sie im Rat des Lutherischen Weltbundes (LWB) als Frauenrepräsentantin und Jugendrepräsentantin für die Region Asien. Im Juli war sie mit einer Delegation des LWB im Vatikan, zur Audienz bei Papst Franziskus. Und konnte ihm ganz persönlichen Grüße aus ihrer Heimat überbringen.

Pavel Pokorný

wird neuer Synodalsenior (Landesbischof) der Böhmischen Brüder, tschechische Partnerkirche des Berliner Missionswerkes. Seit 2000 ist er Gemeindepfarrer in Prag, wo er unter anderem als Krankenhausseelsorger für ein mobiles Hospiz arbeitete. Auch während eines einjährigen Aufenthalts in den USA lag sein Schwerpunkt auf der Seelsorge. »Mir ist es wichtig, mich auf die Heilige Schrift zu stützen«, so Pokorný in seiner Vorstellung vor der Synode, »die persönliche Frömmigkeit zu leben – und das auch den Gemeindemitgliedern weiterzugeben«. Pokorný, geboren 1960, ist verheiratet und hat vier Kinder. Im November wird ihm sein Vorgänger, Synodalsenior Daniel Ženatý, das Amt übergeben.

Shou-Hui Chung

konnte im Juni ihren Dienst in Berlin nun auch »physisch« beginnen, nachdem sie pandemiebedingt auf die Einreise nach Deutschland warten musste. Die Pfarrerin aus Taiwan wird für unsere Partnerkirche, die Presbyterian Church of Taiwan, taiwanesische Studierende betreuen. 2006 führte sie ihr Weg aus der Heimat mit der ganzen Familie nach Manchester. Nun kam der Ruf nach Deutschland. Keine einfache Entscheidung für ihren Mann und vor allem für ihre beiden Söhne; sie hatten sich in England eingelebt. Wir haben »viel zusammen gebetet«, sagt Pfarrerin Chung, »und wir haben eine Lösung gefunden – dank Gottes Hilfe!«.

Johann-J. Grötzsch

kommt aus der Landeskirche Anhalts, aus der Christusgemeinde Großkühnau-Ziebigk. Und ist Anfang September für ein Freiwilligenjahr nach Talitha Kumi gegangen. Weil er selbst Lehrer werden will, weil er die Menschen und die Landschaft kennenlernen möchte und weil er in seiner Familie und von Freunden viel Gutes über das Freiwilligenprogramm des Berliner Missionswerkes gehört hat.

Michaela Fröhling

hatte eine Idee, die schnell zur Mission wurde. Auf die Plätze gehen, wo die Menschen sind. Corona hat sie gebremst, aber nicht gestoppt. Sie und ihr Team und die rote Kaffee-Ape standen mittlerweile schon auf zahlreichen Plätzen in Berlin und Brandenburg. Sie haben mit vielen Menschen gesprochen. Haben sich bei einem Espresso oder einem Cappuccino angehört, was die Menschen bewegt. Ihr Team besteht aus ganz vielen, die so begeistert sind wie sie selbst. Das merkt man ihr an, das merkt man den Einsätzen an. Nahe zu den Menschen, »Kirche Piazza«. Kommt übrigens gerne auch zu Ihnen und auf Ihren Platz!

→ *berliner-missionswerk.de/inlandsarbeit/missionarischer-dienst*

Renate Romberg

Für Sie gelesen:

In der DDR: Kolonialgeschichte und Entwicklungspolitik

Das hier vorzustellende Werk ist nicht nur das umfangreichste Buch zur Geschichte der zu Tausenden in der DDR ehemals lernenden und arbeitenden Vertragsarbeiter aus einigen Ländern des globalen Südens, sondern bietet darüber hinaus eine grundlegende Informationen über Kolonialgeschichte und Entwicklungspolitik. Ganz besonders hat mich dabei die Einbeziehung und Einschätzung so unglaublich vieler Quellen gefesselt, deren Verknüpfung weit über das Thema »Vertragsarbeiter und Mosambik« hinausgeht. So entsteht mit Zustimmung und Kritik ein breites Panorama politischen Denkens entsteht, gemessen an den Interessen der Autoren, die hier als Quelle herangezogen wurden. Ich lese gerne darin und mit Gewinn – erfreulich, dass der Hintergrund für die Vertragsarbeit in der DDR mit allen Nebenerscheinungen so deutlich gemacht wird mit allen Nebenerscheinungen.

Für mich eröffneten die jungen Mosambikanerinnen und Mosambikaner, die seit 1979 in die DDR kamen, beruflich und privat die Tür zur Welt. Das gilt auch für viele kirchliche Mitarbeiter:innen, die dafür gerne Zeit und Kräfte investierten, wie die Ökumene-Verantwortlichen im Bund der Evangelischen Kirchen, für die kirchliche Frauenarbeit und das Weltgebetstags-Komitee sowie für die Schar, die sich während des vierjährigen Aufenthaltes der mosambikanischen Pfarrersfamilie Ullissone um die Förderung jedes der fünf Familienmitglieder kümmerten. Das gilt auch für viele Kirchgemeinden, die für die jungen mosambikanischen Männer und Frauen am Ort ihre Türen und Programme öffneten.

Nun schon über 30 Jahre und 6000 Kilometer Entfernung hinweg sind Verbindungen zu den zurückgekehrten, aber auch zu hiergebliebenen Mosambikaner:innen erhalten geblieben. Ich zitiere aus einem Brief meines Freundes Eugenio aus der Limpopo-Region, den ich im Oktober 2019 erhalten habe: »Ich habe gemerkt in meinem Leben, dass Deutschland meine zweite Heimat ist, weil ich während der Zeit in Deutschland viel gelernt habe, was mir heute noch nutzt. Ich wünsche Dir, Mami, Gesundheit und Erfolg, ein frohes neues Jahr 2020 mit einer herzlichen Umarmung …« Dies kann ich an den Verfasser des Buches weitergeben. Ich danke sehr für das Werk und dafür, dass auch an das vielfältige solidarische Engagement der Kirchen darin gedacht wird. Es sollte Anregung sein, sich zukünftig verstärkt damit wissenschaftlich auseinanderzusetzen.

LeseEmpfehlung

DAS GESCHEITERTE EXPERIMENT
VERTRAGSARBEITER AUS MOSAMBIK IN DER DDR-WIRTSCHAFT (1979–1990)

Ulrich van der Heyden
Leipziger Universitätsverlag 2019,
725 Seiten, 42,50 Euro
ISBN: 978-3960232018

RENATE ROMBERG
hat immer noch viele Kontakte zu ehemaligen »Vertragsarbeitern« aus Mosambik. Sie war von 1974 bis 1994 in der Studienabteilung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR (BEK) zuständig für Informationen zu Mosambik und zum neugegründeten dortigen Christenrat. Nach der Wiedervereinigung gehörte sie zum »Beratungskreis Mosambik« der EKD. Bis heute steht sie im Austausch mit dem Ländernetzwerk »Koordinierungskreis Mosambik«.

Unsere Ökumenischen Freiwilligen des Jahrgangs 2021/2022

www.berliner-missionswerk.de

Hier können Sie helfen!

Spendenkonto
Berliner Missionswerk
Evangelische Bank
BIC GENODEF1EK1
IBAN DE86 5206 0410 0003 9000 88

Kennwort
»iThemba Labantu«

Mit *Kreativität* der **Armut entfliehen**

Im südafrikanischen **Gemeindezentrum iThemba Labantu** können von Armut betroffene Kinder und Jugendliche ihre Kreativität entdecken. Talente, beispielsweise im Schauspiel oder beim Musizieren, werden gezielt gefördert und unterstützt.

Ein besonderes Programm bietet Kindern die Möglichkeit Erfahrungen in Theater, Musik und Tanz zu sammeln. Sie lernen das Verfassen von eigenen Drehbüchern oder Liedtexten und sammeln bei Auftritten Erfahrungen auf der Bühne und dem Parkett.

So sollen die Kinder und Jugendlichen Kunst, Musik, Schauspiel und Tanz als berufliche Chance und möglichen Ausweg aus der Armut erkennen.

Ihre Spende schenkt von Armut betroffenen Kindern und Jugendlichen die Chance, ihre Talente zu entdecken und ihre Kreativität in eine echte Perspektive zu verwandeln.

Bitte Unterstützen Sie die wichtige Arbeit iThemba Labantus!